



Inhalt: Weihnachten im Walde. Original-Zeichnung von J. G. Franz (mit Gedicht). — Künstlerin und Kunstnovize. Von v. F. S. — Weihnachtsmusik. Von D. Neumann-Hofer. — Leidensstationen eines dramatischen Dichters. II. — Zu C. W. v. Webers Gedächtnisfeier. Von Theod. Krause (mit Illustrationen). — Josephs Schatten. Novelle von Hermann Sudermann. (Schluß). — Auf dem Weihnachtsmarkt. Gemälde von Arnold (mit Text von J. v. L.). — Pracht- und Illustrationswerke. — Fest-Bäckereien. — Schach etc. — Zum Jahreschluß (mit Vignette von Jung).



Weihnachten im Walde.

Die Sonn' ist vergangen,
Der Tag ist vollbracht,
Nun dunkelt mit Frangen
Die heilige Nacht!

Rings schauerndes Schweigen
Im Wald und im Feld,
Ehrfürchtiges Neigen
Dem Heiland der Welt.

O trauet nur immer!
Die Klänge so klar,
Der Glanz und der Schimmer
Sind ohne Gefahr!

Sie künden der Welt ja
Ihr seligstes Teil:
Den Frieden auf Erden,
Der Menschheit das Heil!

Nun tönt aus dem Dunkel
Des Waldes ein Klang —
Bei Sternengefunkel
Ein frommer Gesang.

So feierlich klingt es —
Das schlummernde Reh,
Vom Lager auf springt es
Und lauscht zur Höh!

Wie schweben die Klänge
So voll und so hell!
Wie drängt dort die Menge
Zur kleinen Kapell!

So friedlich die Männer,
Demütig die Frau'n ...
Fast ist es dem Rehlein,
Als dürft's ihnen traun.

Nachdruck verboten.

Künstlerin und Kunstnovize.*

Es ist ein elegantes, mit allen Erfordernissen ausgestattetes Voudoir, in welches wir eintreten, doch nichts darin verrät den Stand der Besitzerin des schönen Raumes, der berühmten Tragödin Clara Drehden. Hier prangen an den Wänden nicht jene Beifallspenden des entzückten Publikums an trocknen und grünen, mit Atlaschleifen gezierten Lorbeerkränzen, nicht jene großen Photographieen, welche die Künstlerin in verschiedenen Rollen und Kostümen darstellen, noch auf den Tischen, in scheinbarer Unordnung, jene prächtig gebundenen Schausstücke von Büchern, die nur aufgeschlagen und in die Hand genommen werden, wenn ein Besuch erwartet wird oder eine interessante Pose angenommen werden muß. Alles ist von vornehmer Eleganz, doch einfach. Einige wenige gute Gemälde, darunter ein herrliches Bild, das einer alten Frau, zieren die Wände. Das ganze Voudoir erscheint so anders als das gewöhnlicher Künstlerinnen, wie Clara Drehden selbst in dieser Morgenstunde ganz anders als ihre Kolleginnen sich uns darstellt. In einfachstem Morgenleide ruht sie in einem Fauteuil und liest ernst Anstiches einen Brief, der sie zu interessieren scheint; zuweilen blickt sie bei der Lektüre zu jenem Porträt der alten Frau auf, als wollte sie zu ihm sprechen und von ihr eine Zustimmung zu ihren eigenen Gedanken einholen.

Eine Dienerin tritt ein und überreicht eine Karte. Ein Blick darauf und dann ein freundliches „Ah gut! Ich lasse bitten.“

Ein junges, geschmackvoll gekleidetes, auffallend hübsches Mädchen tritt schüchtern sich verneigend ein, Clara Drehden eilt der jungen Dame entgegen und zieht sie neben sich auf einen Stuhl.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, liebes Fräulein, und lassen Sie uns über Ihren Brief sprechen, der mich sehr interessiert hat!“

„D, ich wußte es wohl, daß ich Ihnen mein Herz öffnen dürfe, Sie sind nicht allein eine berühmte Künstlerin, Sie sind auch gut und menschenfreundlich — Sie konnten nicht anders sein!“

„Loben Sie mich nicht zu sehr, Sie kennen mich ja noch gar nicht! Lassen Sie uns lieber gleich zur Sache kommen: Sie wollen sich also der Kunst widmen, wollen Schauspielerin werden?“

„Lange schon ist es mein sehnlichster Wunsch!“

„Armes Kind!“

„Sie bedauern mich deshalb?“

„So jung, so schön, so liebenswürdig! Es wäre ein Verbrechen, wenn ich nicht aufrichtig sein, nicht alles sagen wollte, was ich denke, was ich fühle! Aber ach! es wird Sie sehr enttäuschen!“

„Bitte, sprechen Sie.“

„Nun wohl! Wissen Sie, was die Erfüllung Ihres Wunsches, sich der Kunst zu widmen, bedeutet? Sie wollen den Frieden Ihres bürgerlichen Lebens aufgeben und sich ohne Kompaß auf die Fahrt in ein unbekanntes Land begeben, von dem der Wanderer, wenn es ihm nicht glückt, sein Ziel zu erreichen, nur gebrochen an Leib und Seele wiederverkehrt. Sie haben eine liebe Mutter, wie Sie schreiben; ist diese mit Ihrem Vorhaben einverstanden?“

„Sie liebt mich und wird mich begleiten.“

„Wie einst die meinige mich! Auch die geliebte Mutter also wollen Sie dem Ungewissen preisgeben? O! Thun Sie es nicht, damit nicht in späteren Jahren Ihres Lebens die Reue Ihnen jede Freude, jedes Glück vergiftet. Ich habe diese Reue fühlen müssen und fühle sie auch heute noch, wenn mein Blick auf jenes teure, unvergessliche Antlitz dort fällt. Auch sie gab ein glückliches, gesichertes Leben auf und zog mit mir, weil man ihr sagte, ich müsse, um die nötige Routine, das Technische der Kunst mir zu erwerben, meine Laufbahn bei kleinen Bühnen beginnen, von Ort zu Ort ziehend, wie es die Umstände

* Anmerkung der Redaktion. Es gehen uns aus dem Kreise unserer Leserinnen neuerdings besonders häufig Anfragen von jungen Damen, die sich der Schauspielkunst widmen möchten, zu, betreffend die Vorbildung und sonstigen Bedingungen für eine erfolgreiche Beschäftigung der zur Bühnenföhrung Wege. Diese Zuschriften, bereite Symptome einer höchst bedeutungsvollen Richtung, haben uns Veranlassung gegeben, die aus reicher Erfahrung geschöpften Rathschläge einer autoritativen Kunstgröße zu erbitten, und diese sind ganz so ausgefallen, wie wir glaubten im voraus annehmen zu dürfen. Wir geben sie in folgendem beherzigenswerten Zwiegespräch so wieder, wie sie uns gegeben worden. Möchte der inhaltreiche Aufsatz seine Wirkung auf die Gemüther der jungen Kunstenthusiastinnen nicht verfehlen!

Die Red.

mit sich brachten. Sie, die an häusliche Ordnung und Bequemlichkeit gewöhnt war, mußte nun alle Mühen eines unruhigen Wanderlebens ertragen, und als unsere durch die Kosten des Vorunterrichts schon sehr geschwächten Mittel aufgezehrt waren, mußte sie oft das Notwendigste entbehren, ja mit mir hungern und frieren! Jung, wie ich war, und erfüllt von Begeisterung für meinen Beruf, ertrug ich trotz des Glends, in dem ich lebte, auch des moralischen Glends, das mich umgab, wohl ohne Schaden an meiner Gesundheit diesen Zustand, nicht so meine arme Mutter; sie begann zu kränkeln, wurde ernstlich krank und starb, mich allein und schutzlos zurücklassend, der qualvollsten Reue preisgegeben. Wie habe ich damals, durch den Schmerz zur Besinnung gebracht, dem Entschluß gefluht, der mich zur Bühne geführt, der mich meiner Mutter beraubt hatte!

„Mein Herz zieht sich zusammen! Was müssen Sie gelitten haben!“

„Ja wohl, ich habe viel damals gelitten. Und nun die Zukunft! Umkehren konnte ich nicht mehr, was sollte ich ohne Mittel beginnen? Wer würde die wandernde Komödiantin zu irgend einer Beschäftigung aufgenommen haben? Ich mußte vorwärts! Und ich kam vorwärts; aber die Erinnerung daran, daß ich die Mutter in den Tod getrieben, hat mich nie mehr verlassen, nimmt dem Glück, dessen ich, wie die Welt glaubt und wohl auch Sie glauben, genieße, seinen Wert. Mein Glück! Lassen Sie uns einmal bei Lichte zusehen, wie es aussieht! Wohl erfreue ich mich als Künstlerin des Beifalls des Hofes wie des Publikums, befinde mich auf der Höhe meines Berufs, vielleicht auch der Kunst, genieße ein glänzendes Einkommen, Sorgen um das tägliche Brod quälten mich nicht mehr. Aber wie teuer habe ich dieses glänzende Glück erkaufte! Es wird mir schwer, Ihrer Jugend, Ihrer Keuschheit gegenüber wahr zu sein, ich will es dennoch aus Interesse für Sie sein, um Sie zu warnen, die Sie nicht aus Leichtsinne oder aus einem noch schlimmeren Motiv Künstlerin werden wollen. Ich habe mein Glück erkaufte mit meinem besseren Selbst, mit vielfacher Erniedrigung, ohne welche wir heute trotz Talentes, trotz ehrlichen begeistertem Strebens nicht mehr auf jene Höhe gelangen, die wir erreichen müssen, sollen wir nicht ganz untergehen. Was bleibt uns nun wohl von dem Glück, das so mühsam errungen, so teuer bezahlt wurde? Das glänzende Einkommen etwa? Wir haben wenig davon! Um uns auf der Höhe zu erhalten, die das „Alter mit keuchendem Tritt“ jede Sekunde verringert, müssen wir mindestens $\frac{3}{4}$ unseres Einkommens für Reklame, Claqueurs und einen unsinnigen Kleiderluxus hingeben. Wir bringen dieses Opfer dem Publikum, das leichtgläubig und unwissend glaubt, was ihm täglich gesagt, angepriesen oder verurteilt wird; den lieben Kolleginnen, die uns nie Freundinnen, nur giftige Nebenbuhlerinnen sind.

Aber wir finden doch Freunde im Publikum, werden Sie mir einwenden. Ach, mein liebes Fräulein, wahre Freundschaft finden wir nicht; was sich unter dieser Selbstbezeichnung uns naht, sich aufdrängt, verfolgt ganz andere Interessen als jene heiligen der Freundschaft. In der Gesellschaft werden wir von Aufmerksamkeit und sogenannter Verehrung umgeben, man denkt mit unserer Bekanntheit Staat zu machen, wir sind Schaustücke. Auf der Bühne allerdings und vom Parquet aus gesehen sind wir Götter, hinter der Scene aber nährliche Leute und im Privatleben arme nervöse Menschenkinder, die allmählich vereinsamen, sich unglücklich fühlen und vergessen sind mit der Generation, die sie entzückten, häufig noch früher. So sieht unser, so sieht auch mein Glück aus!

„Sie malen mit Absicht schwarz, schwärzer als die Wirklichkeit ist, — nicht wahr?“

„Nein! Ich habe, wenn auch mit Überwindung, die Wahrheit gesagt. Weil mich Ihre Jugend und Schönheit dauert, weil ich Sie in ihrer Keuschheit und Unschuld Ihrer guten Mutter, dem bürgerlichen Leben erhalten, sie vor qualvollsten Selbstvorwürfen nach einem vielleicht verlorenen Leben bewahren möchte, habe ich den glänzenden Schleier, der mein Leben für jeden Fremden verhüllt, fortgezogen und bitte Sie nun — denken Sie eine ältere, vielgeprüfte Schwester spräche zu Ihnen — bleiben Sie meinem Berufe, bleiben Sie dem Bühnenleben fern.“

„Ich kann es nicht, trotz ihrer ergreifenden Schilderung, die mich Zurechtweisen, weil Sie gelitten haben, betrübt, doch nicht in meinem Entschluß erschüttert hat. Ich kann nicht über meine Neigung, die mein ganzes Denken und Hoffen erfüllt, siegen. Und ich fühle, ich bin dazu berufen, das Ideal, das ich in mir trage, zu verwirklichen!“

„Ideal? Thörichtes Kind! Das Ideal in der Kunst verwirklichen? Der Beste unter uns, der wahre Künstler, strebt auch nach diesem Ziel, aber sieht doch am Schluß seines Lebens, wenn er das Facit seiner Bestrebungen zieht, mit Beschämung ein, daß er vergeblich strebte, daß es uns Menschenkindern nicht vergönnt ist, das Ideal zu erreichen.“

„Ich werde mich wenigstens bemühen, das Höchste zu erreichen; ich will, ich muß eine Künstlerin werden. Wie schön, wie erhaben ist der Beruf der Künstlerin! Er ist der Dolmetscher der edelsten Geister der Nation, er begeistert seine Zuhörer für alles Wahre und Schöne, rührt, erhebt sie über die Sorgen und Mühen ihres Lebens. Und wenn er dann vom Beifall der Menge unrauscht die Bühne verläßt, wie glücklich, wie stolz, wie befriedigt muß er sich fühlen!“

„Sieh doch! Mit welcher Begeisterung Sie das vorführen!“

„Nun ja, ich denke mir einen solchen Triumph der Kunst herrlich, und haben Sie, die gefeierte Künstlerin, nicht auch Freude und Befriedigung in solchen Erfolgen gefunden?“

„Gewiß, meine junge Freundin, sonst würde ich wohl schwerlich geworden sein, was ich bin. Ich habe ganz und voll die stolze Freude gefühlt, die Ihre Phantasie Ihnen vorgemalt, ich habe mich während meiner Darstellung großer dichterischer Schöpfungen immer in jenem durch Illusion und Stimmung hervorgerufenen extatischen Zustande befunden, habe jene genialische Verrücktheit, die alle Fibern unseres Herzens erbeben läßt, ein Stück unseres Lebens mit fortreißt, aber uns Himmel und Erde, Kummer und Schmerz vergessen läßt, oft genug empfunden, und ich könnte heute gar nicht mehr leben ohne diesen entzückenden Rausch.“

„O wie schön, wie herrlich! Und wie sehne ich mich danach, auch so zu empfinden, so glücklich zu sein.“

„Armes thörichtes Kind! Haben Sie schon wieder vergessen, womit ich diese Scheinheiligkeit erkaufte? Ich habe Ihnen also umsonst mein Leben geschilbert! Hören Sie noch. Die jungen Mädchen, wenn sie ein glückliches Paar sehen, ein glückliches Familienleben in ihrem Elternhause haben, sehnen sich, was ja so natürlich ist und ihrer Bestimmung entspricht,

nach gleichem Glück. Dem werden Sie entsagen müssen, wenn Sie es ernst mit der Kunst meinen. Man kann nach meiner Überzeugung nur eins ganz sein, eine Künstlerin oder eine gute Gattin und Mutter, beide verlangen den ganzen Menschen. Sie werden, wenn auch vielleicht nicht der Ehe selbst, so doch dem Glück der Ehe entsagen müssen.“

„Ich entsage und will nur eine Künstlerin werden.“

„Wohl denn, da Ihnen, wie es scheint, nicht zu raten ist, so muß ich Ihnen schon helfen, da Sie sich mir anvertrauen, wenn Sie mir in späteren Jahren auch sicherlich keinen Dank wissen werden, daß ich Ihnen zur Erfüllung Ihres Wunsches meine Unterstützung lieh.“

„Ich werde Ihnen, wie auch mein Leben sich in der Zukunft gestalten mag, doch ewig dankbar sein für die liebevolle Teilnahme, mit der Sie mich beglücken.“

„So denken Sie jetzt! Einst wird es anders lauten. Doch Ihr Wille geschehe. So hören Sie denn: Sie sind jung, schön, hoffentlich auch gesund. Denn feste Gesundheit ist ein sehr notwendiges Requisite für unsern Beruf. Ihr Sprachorgan, wie ich während unseres Gesprächs hörte, scheint hinreichend kraftvoll, hat Wohlklang. Die Natur lieh Ihnen also für unsern Beruf einige sehr notwendige und wertvolle Gaben. Aber unsere Kunst verlangt mehr! Schnelles und treues Gedächtnis, lebhaftes Phantasie und durchdringender Verstand sind die unentbehrlichen geistigen Werkzeuge des Schauspielers, ohne welche er keine, selbst nicht die geringste Kunstleistung zu Tage fördern kann. Diese Eigenschaften in ihrer harmonischen Vereinigung bilden das „Darstellungstalent“, zugleich die erste unerlässliche Grundbedingung für die zu betretende Künstlerlaufbahn. Sorgfältige Selbstprüfung ohne falsche Eigenliebe oder die Prüfung einer wahren, sachverständigen Freundin, nicht eines Freundes, muß Ihnen die Überzeugung von dem Vorhandensein dieser Eigenschaften geben.“

„O bitte, prüfen Sie mich.“

„Das soll vielleicht später geschehen. Die größtmögliche Ausbildung dieser Eigenschaften ist die erste der zu erklimmenden Stufen. Unsere Kunst verlangt aber noch mehr, Studium und Ausbildung durch Belehrung! Nur für Arbeit und Mühe verkaufen die Götter das Gute dem Sterblichen. Zum Selbststudium wird Sie die in einer höheren Töchterschule empfangene allgemeine Bildung befähigen. Dort wird Geschichte mit den geschichtlichen Hilfswissenschaften, Mythologie, Altertumskunde, Geographie, Länder- und Völkertunde, wie ich weiß, gelehrt. Dieses Studium dürften Sie auch ferner nicht ganz fallen lassen, es regt die Phantasie an und schärft den Verstand. Aber weiter: es giebt gute Lehrbücher der Psychologie für Damen, deren Studium und Lektüre ich Ihnen dringend rate. Die Seelenlehre macht uns vertraut mit den Zuständen der Seele und des Gemüts, ohne deren Kenntnisse eine verständige Rollenfassung kaum denkbar ist; sie steigert zugleich die Phantasie und erzeugt jene Herrschaft über die Sprache, den Blick und die Gebärden, welche uns, selbst im Kulminationspunkt des Affekts, der Begeisterung, der Leidenschaft vor einer Überschreitung der Grenze der Schönheit bewahrt. Selbstverständlich ist die vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift. Die haben Sie sich im allgemeinen wohl in der Schule erworben, weniger Sorgfalt aber wird dort auf die Aussprache einzelner Worte, der Silben, ja selbst der Buchstaben verwendet: das darin Versäumte müssen Sie sehr eifrig nachholen. Sie sind musikalisch, singen Sie die Tonleiter, sie erzeugt und unterstützt jene Modulation des Organs, welche die Grundlage der kunstgemäßen Declamation bildet. Die gütige Natur hat Ihnen ein wohlklingendes Organ verliehen, Sie müssen sich nun mit seinen Eigenschaften, seiner Kraft, seiner Modulationsfähigkeit, seinem Wohlklang vertraut machen, es lange und gewissenhaft prüfen, ehe Sie zu seiner Ausbildung für die Bühne und Bühnensprache schreiten. Laut lesen und sprechen an Orten, in deren Nähe es geräuschvoll hergeht, wird Sie über die Kraft Ihres Sprechorgans belehren und wird zugleich eine gute Übung des selben sein. Als ich zuerst die Bühne betrat, hatte ich ein recht schwaches Organ, es wurde mir unendlich schwer die Reiterei der Leidenschaft auszudrücken, sie tönen zu lassen, — da riet mir ein alter Schauspieler, meine Rollen stets laut zu lesen, zu lernen, hinaus in den Wald zu gehen, wenn Sturm und Wind ihn rauschen macht und dann den Kampf mit diesem Geräusch mit meinem Organ aufzunehmen; anfänglich würden Heiserkeit und Brustbeklemmungen diese Übungen begleiten, aber sie würden sich mit jeder Wiederholung mindern und endlich ganz aufhören. Ich folgte dem Rat, und Sie haben wohl schon gehört mit welch glücklichem Erfolg. Die Übung allein macht den Meister auch hierin.

Daß unsere Sprache dialektfrei sein muß, ist wohl selbstverständlich. Wie Gogolow den Greis Ben Aliba zu Uriel Acofta, um ihn zur Höhe des alten Glaubens zurückzuführen, sagen läßt: „Den Talmud lesen, junger Acher, fleißig den Talmud lesen“, so sage ich zu Ihnen: „unseren großen Dichter lesen, fleißig unsere Dichter lesen“, um immer wieder von Schönerm und Erhabenem ergriffen zu werden, die Seele mit leblichen und großartigen Bildern erfüllen zu lassen, sie empfänglich zu erhalten für die Poesie, deren Dolmetscherin Sie werden sollen.

Das wäre in großen Zügen geschilbert, was ich Ihnen über das Selbststudium zu sagen habe.

Das Selbststudium aber, so wichtig es für uns ist, die wir Künstler, nicht Handwerker sein und werden wollen, so wenig wir es fallen lassen dürfen in der Ausübung unserer Kunst, genügt doch nicht allein, wir müssen speziellen Unterricht, erste, umfassende Belehrung genießen, ehe wir uns auf die Bühne wagen — eine ganz planmäßige Vorbildung! Auf zwei Wegen gelangen Sie dazu. Ehe ich die Bühne betrat, habe ich während eines ganzen Jahres mit schweren Kosten dramatischen Unterricht in einer sogenannten Theaterchule genossen. Man studierte mir da, ohne zu fragen, ob ich Talent habe oder nicht, für welches Rollenfach ich mich geistig und körperlich eigne, verschiedene große, schöne Rollen ein. Der Anfänger wünscht in seinem dunklen Trieb große, schöne Rollen zu spielen und diesem gut bezahlten Wunsch kommt der Lehrer gern nach. Ob ich verstand, was ich lernte, danach fragte der brave Mann nicht, jedenfalls hielt er sich nicht bei einer Erklärung auf, die er, glaube ich, auch wohl selbst kaum hätte geben können; nach der Schablone wurden mir da die Gretchen, Märchen, Louise, Thessa einstudiert und ich zur Marionette zugerichtet. Die Folge dieses selbstamen Unterrichts war, daß ich, Schauspieler geworden, nun selbständig denken und eine neue Rolle studieren sollte, ratlos da stand und mir nicht zu helfen wußte, denn man hatte mich nicht studieren und denken gelehrt.

Welche Qualen stand ich aus, bis ich mich selbst wieder fand, eigenes Nachdenken mir den richtigen Weg gezeigt und ich das teuer Erlernte abgeschüttelt hatte. Die Schüler dieser Dressieranstalten sind die Qual und der Arg der Regisseurs, der ihnen, ehe sie verwendbar für das Ensemble werden, mühsam das Erlernte abstreifen muß. Heute nennen sich diese Anstalten „Theaterakademien“, das ist ein vornehmerer, besser klingender Name für dieselbe Sache, Geldmachen und Ausbeuten der Schüler ist hier wie dort einziges Geschäftsprinzip. Bleiben Sie, wenn ich Ihnen raten soll, solchen Akademien fern.

Ein großer Segen für unsere Kunst wäre wohl eine Anstalt, in der systematisch die Schauspielkunst von geprüften Lehrern gelehrt würde, denn wenn auch schon ein solches Institut nicht Genies und Talente schaffen kann, kann es doch denselben die nötige Entwicklung und Leitung geben. Die planmäßige Ausbildung eines Schauspielers gereicht der Kunst, der Bühne immer zum Segen; für das geborene Genie, das sehr selten sein dürfte, ist sie ein Vorteil und für das bescheidenere Talent eine Notwendigkeit. Ein solches Institut müßte unter staatlicher Aufsicht stehen, ja eine Staatsanstalt sein, damit sein Bestand gesichert und nicht dem Wechsel der Verhältnisse unterworfen sei. Leider giebt es ein Institut der Art nicht. Für alle anderen Künste hat der Staat gesorgt, nur nicht für die der allgemeinen Volksbildung so wichtige Schauspielkunst.

Ich habe Ihnen den ersten Weg zur Erlangung der notwendigen Vorbildung gezeigt: Sie betreten ihn nicht, wenn Sie meinem ernsten, gewissenhaften Rate folgen wollen! — Der zweite Weg wäre, Sie nehmen Privatunterricht und zwar bei einer Lehrerin; ein junges Mädchen sollte immer nur bei einer Dame Unterricht in unserer Kunst nehmen, denn die Lehrerin steht äußerlich und innerlich in allen Beziehungen der Schülerin näher als ein Lehrer. Sie werden gut thun, wenn Sie sich der Leitung einer noch ihre Kunst ausübenden Darstellerin anvertrauen, die Sie durch die Anschauung als bedeutend erlannt haben, zu der Sie das Vertrauen hegen, daß sie nur das Gute, Wahre, Schöne erstrebt. Sie wählen also sich eine Lehrerin.“

„Ich habe sie schon gewählt, es ist die, die mich so liebevoll empfangen, mich dieser belehrenden Unterhaltung gewürdigt hat, die mich in ihr Leben blicken ließ, die ich schon lange als Künstlerin verehrte. Sie sind es!“

„Ich?! Nimmermehr! Sollte das der Schlußerfolg meiner inständigen tief empfundenen Warnung sein, daß ich selbst Sie auf die unglückseligen Bretter führte, auf denen Sie armes, thörichtes, verblendetes Kind Ihr Glück suchen! Noch einmal — nimmermehr! Mein Herz ist von Neue schon genug belastet!“

„Ich dringe nicht weiter in Sie! Meine Bitte war zu vernehmen, ich erkenne es! — Ich werde eine andere Lehrerin suchen und finden, wenn auch keine Clara Dreyden. — Was habe ich aber zu thun, wenn meine erste Ausbildung vollendet sein wird? Können Sie mir noch diesen Rat!“

„Gern! Es bieten sich Ihnen dann zwei Wege zum Ziel. Sie suchen eine kleine, also ruhende Gesellschaft auf und bitten um Engagement. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie da nicht angenommen werden. Sie sind jung, schön, sicherlich auch mit Kostüm ausgestattet, der Direktor wird glücklich sein, Sie für eine äußerst bescheidene Gage zu engagieren. Sie werden dort viel spielen, auch große, schöne Rollen, werden die sogenannte Routine erlangen; wie Sie aber spielen, danach fragt Niemand, selbst das Publikum nicht, Ihr Äußeres ist der Freibrief für Ihr Gefallen. Sie werden sich auch anfänglich, weil Sie schöne Rollen spielen und Beifall finden, trotz der Sie umgebenden, von Hause aus nicht gewöhnten Armseligkeit wohl fühlen. Aber dieses sich Wohlfühlen dauert nicht sehr lange, hört mit dem Tage auf, an dem Sie zur Bestimmung gelangen und das Sie umgebende moralische und physische Glend näher kennen lernen, und das geschieht bald; da Sie Ihren erwählten Beruf ernst nehmen, ihn nicht nur als Erwerb betrachten, genügt Ihnen die Darstellung von einem Tag zum andern kaum gelernter, viel weniger studierter Rollen nicht, Ihre Begeisterung erlahmt, Ihre Hoffnung, in dieser Umgebung zu lernen, schwindet, Sie fühlen sich unglücklich, elend! Ich spreche aus Erfahrung! Und wenn Sie nicht die Kraft und die pekuniären Mittel besitzen, um die Wanderruppenfesseln abzustreifen, wenn keine rettende Hand sich bietet, die Sie aus dieser Umarmung befreit und die Sie in Ihrer Verzweiflung ergreifen, obgleich sie sich bezahlt macht, dann verkommen Sie, sind verloren, gehen zu Grunde!“

Vor unserer Zeit gab es wohl kleine Theater als Schulen für angehende Schauspieler, heute, nachdem die Gewerbetreibende auch für Theater eingeführt wurde und jeder noch nicht bestrafte Mann Theaterdirektor werden kann, eine Konzeption erhält, giebt es diese nicht mehr. — Diesen Weg werden Sie also wohl auch nicht einschlagen! Der andere, jedenfalls bessere, wenn auch längere Weg ist der: Sie suchen ein Engagement für kleine Rollen an einer größeren, stehenden Bühne, für ein Jahr etwa. Ein gebildetes Mädchen von so gefälligem Äußern wie Sie, das die nötige Vorbildung mitbringt, wird jeder verständige Direktor gern annehmen. Durch die Darstellung kleiner Rollen lernen Sie sich an das Lampenlicht, an den Anblick des Publikums gewöhnen, lernen, wie der Ausdruck lautet, auf der Bühne stehen und gehen, etwas sehr Notwendiges. Sie besuchen fleißig das Theater, lernen viel durch die Anschauung, prüfen sich durch Vergleiche selbst, lernen urteilen, studieren dabei fleißig mit ihrer Lehrerin und allein. Nach dieser Zeit und weil Sie von einer größeren Bühne kommen, haben Sie schon eine Art von Anspruch auf eine künstlerische Stellung an einer besseren Bühne und werden Sie auch finden, Ihr Weg ebnet sich immer mehr, vorausgesetzt immer, daß Sie fleißig und strebsam sind, Sie werden eine Künstlerin werden. — Diesen Weg einzuschlagen, möchte ich Ihnen raten.“

„Ich werde, wie in allem, auch hierin Ihrem Rat folgen. Wie kann ich Ihnen Ihre Güte je danken?“

„Der schönste Dank für mich wird der sein, wenn Sie sich selbst treu bleiben, wenn Sie mich, die sich so einsam fühlt, recht warm in Ihr junges Herz schließen wollen. — Aber nun verlassen Sie mich, süßes Kind, ich muß zur Probe. Pünktlichkeit ist nicht nur die Höflichkeit der Könige, sie ist auch die unsere gegen die Kollegen, ist unsere Pflicht.“

Clara Dreyden umarmte und küßte zärtlich ihren jungen Besuch und begleitete ihn zur Thüre.

So schieden Künstlerin und Kunstnovize.

v. f. S.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsmusik.

In der ersten Weihenacht waren Hirten auf den Feldern um Bethlehem bei den Hürden, die hüteten ihre Herden. Da trat der Engel des Herrn zu ihnen, himmlische Klarheit umleuchtete sie und er verkündigte ihnen die frohe Botschaft von dem großen Heile, das zu dieser Stunde aller Welt widerfahren. Er gab ihnen das Zeichen, woran sie das Kind erkennen sollten und er wies sie zu der Krippe in Bethlechem. Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sangen:

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Das ist der erste Weihnachtslied, von dem uns berichtet wird.

Seit jenem ersten Weihnachtsabende bis auf den heutigen hat in fast zweitausendmaliger Wiederkehr die Musik bei der Weihnachtsfeier jedweden Volkes und jedweder christlicher Konfession in bedeutender Weise mitgewirkt. Der große, allgemeine Wunsch, der an dem heiligen Tage ein weltliches Band um die Erde schlingt, erlangt einen feierlichen Ausdruck in den Worten des englischen Gesanges, mit welchem die himmlischen Heerscharen das Kind und den Herrn begrüßten.

Das Wort Weihnachtsmusik läßt weiter an jene Gesänge denken, welche unter dem allgemeinen Namen „Noels“ bis in das 12. Jahrhundert zurückreichen. Ursprünglich bedeutete „noel“ nichts weiter als einen freudigen Ausruf, der die Hymnen zur Feier der Geburt des Erlösers zu begleiten pflegte; sodann wurde die Bezeichnung auf den Gesang selbst und schließlich auf die ganze Weihnachtsfeier ausgedehnt. Eine der frühesten jener Hymnen war die „Prose de l'âne“, welche bei dem alljährlichen „Elsesfest“ zu Beauvais und Sens gesungen wurde, einem mit burleskem Humor begangenen, von der Kirche oft aber verbotenen Volksfest zu Ehren des Esels, der Marie mit dem Christkinde auf der Flucht nach Ägypten getragen hatte.

Bei diesen Eselsfesten tauchten auch im 12. Jahrhundert die ersten „Noels“ auf. Weihnachtslieder mit Musikbegleitung hatten jedoch schon früher sowohl Provenzalen als auch Italiener. Das älteste provenzalische Denkmal einer Weihnachtsliteratur ist uns in einem Zwischengesang in der Weihnachtsmesse erhalten, bestehend aus sechs zehnjährigen Versen. Es ist in der Handschrift aus St. Martial in Limoges, jetzt in Paris, erhalten, die entweder aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammt. Der Zwischengesang wurde nach einem Stücke in sehr hoher Tonart gesungen. Aus dem 12. oder 13. Jahrhundert ist uns ein provenzalisches Weihnachtslied von ziemlich volksmäßigem Charakter in der Pariser Handschrift La Ballière erhalten, und schließlich finden wir aus dem 13. Jahrhundert das Bruchstück eines provenzalischen Mysteriums, im ganzen freilich nur 22 Verse. Es gehört wahrscheinlich zu einem Spiele vom bethlehemitischen Kindermord.

In Deutschland hatte man dichterische Bearbeitungen der Geburt Christi schon in sehr früher Zeit. Die Abfassung des „Seliand“ ist um das Jahr 830 anzusehen, Diefrieds „Evangelienharmonie“ ist kaum mehr als 40 Jahre jünger, während die sogenannte „Görlitzer Evangelienharmonie“ der Frau Ava erst aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stammt. Das von K. Weigand in Friedberg gefundene Bruchstück eines „biblischen Gedichts“, in dem Verkündigung, Abendmahl, Kreuzigung, Erscheinung und Himmelfahrt Christi behandelt sind, ist sicher erst aus dem 12. Jahrhundert. Auch das langatmige „Lob der Jungfrau“, das „Marienleben“ des Priesters Bernher, das Welter „Marienlied“ und die kräftigen Weihnachtslieder des älteren Spervogel gehören demselben Jahrhundert an. Doch ist es zweifelhaft, ob mit allen diesen Dichtungen Musik Hand in Hand ging. Das scheint erst im 13. Jahrhundert der Fall zu sein. Aus dieser Zeit giebt es einige populäre Weihnachtsgeänge von sehr einfacher, melodischer Natur. Die geistliche Dichtung, die im vorigen Jahrhundert von der höfischen fast verdrängt schien, trat seit der Mitte des 13. durch den Einfluß von Rudolf von Ems und Conrad von Würzburg wieder mit neuer Stärke hervor. Zwar kann noch von einem eigentlichen deutschen, in der Kirche gesungenen Liede nicht die Rede sein. Aber man begann lateinische Hymnen in deutsche Verse zu bringen. Im 14. Jahrhundert kamen die Lieder der Geißler und Mystiker, die voll uniger Empfindung und dichterischer Kraft waren und sich sowohl durch schmucklose Einfachheit, als schöne Singbarkeit auszeichneten. In demselben Jahrhundert begannen auch die deutschen Weihnachtsspiele sich an die Stelle der lateinischen zu setzen, welche zu gesanglicher Verherrlichung der Geburt Christi Gelegenheit gaben. Mone führt ein „Leben Jesu“ und eine „Kindheit Jesu“ auf; ein „Weihnachtspiel“ aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts hat Piderit herausgegeben und Freybe übersezt.

Indessen bleiben alle diese Erscheinungen auf einer niederen Stufe der Entwicklung stehen. Im sechzehnten Jahrhundert aber nahm das deutsche Kirchenlied unter dem Einfluß der Reformation seinen gewaltigen Aufschwung. Es begann, die Polyphonie in seinen Dienst zu nehmen. Der Schöpfer derselben ist Giovanni Maria Montini, der hochberühmte Zeitgenosse Palestrinas und Lehrer Allegris, um 1540 geboren, 1607 gestorben. Sein weltberühmter Weihnachtslied, die sechsstimmige Motette „Hodie nobis coelorum rex“ ist die bedeutendste Schöpfung ihrer Art in jener Zeit. Hier sei übrigens noch bemerkt, daß die italienischen Noels höher als die französischen geschätzt wurden.

Der englische Weihnachtslied ist ebenso wie der deutsche von verhältnismäßig jungem Ursprunge. Es ist bezeichnend, daß die erste Andeutung eines englischen Weihnachtsliedes sich in Verbindung mit der Jugend des Landes vorfindet. Ein alter englischer Franziskaner schreibt 1398 über die englischen Knaben, daß sie im Alter von sieben Jahren „geschmeidig von Körper, geschickt und leicht in den Bewegungen, anständig im Erlernen von Weihnachtsliedern und ohne Furcht vor Gefahren, ausgenommen die Kute, wären.“ Im 15. Jahrhundert nahm das Weihnachtslied einen doppelten Charakter an; als ernstes Festlied wurde es von Haus zu Haus gesungen, es erfüllte den Morgen des heiligen Christtages. Bei dem allgemeinen Begehre, das sich schon früh in England dem Feste anschloß, verwandelte sich der Weihnachtslied in ein fröhliches Tafellied. Ein Minstrel jener Zeit sang am Morgen:

Nowell, nowell, nowell, nowell*

Das ist der Gruß des Engels Gabriel,

am Nachmittag:

Bring uns gutes Bier, bring uns gutes Bier,
Um unserer lieben Frauen willen, bring uns gutes Bier!

und am Abend verwandelte er seinen Feiertagslied in eine Tanzweise sehr ausgelassenen Charakters, wonach die Dorfgemeinde tanzte. Die älteste gedruckte Sammlung von Weihnachtsliedern wurde 1521 von Wynkin de Worde herausgegeben; zur selben Zeit also, als in Deutschland die Gesänge zahlreich auftraten. Doch nahmen sie in England gleich zu Anfang einen weltlicheren, zum Teil sogar ausschweifenden Charakter an, ganz dem Geiste entsprechend, der die Epoche der Tudor und der ersten Stuarts kennzeichnet. Es ist kein Wunder, daß die puritanischen Rundköpfe des Commonwealth sich vor diesen Weihnachtsliedern entsetzten, sie in den Bann thaten und das Fest selbst mit scheelen Augen ansahen. Wie sehr unsere Väter jenseits des Kanals von der inneren Vertiefung des Weihnachtsfestes entfernt waren, die schon früh in Deutschland Wurzel zu schlagen begann, lehrt die 1823 erschienene Geschichte des Weihnachtsliedes von Davies Gilbert.

Eines der bekanntesten Weihnachtslieder Englands gab zu der seltenen Erscheinung eines politischen Weihnachtsliedes Veranlassung. Jedermann in England kennt die Verse:

God rest you, merry gentlemen,
Let nothing you dismay,
For Jesus Christ, our Saviour,
Was born at Christmas Day,
To save us all from Satan's power,
When we were gone astray.
O, tidings of comfort and joy.

Zu den Zeiten der heiligen Alliance und ihres Freundes Castlereagh sang man:

God rest you, merry gentlemen,
Let nothing you dismay;
Remember we were left alive
Upon last Christmas Day,
With both our lips at liberty
To praise Lord Castlereagh,
For his practical comfort and joy.

Wie bei uns, so bemächtigt sich auch in England die fahrenden Musikanten der Weihnachtslieder, doch nahmen letztere dort einen ungleich lärmenderen und weltlicheren Charakter an, als in Deutschland. Die dortigen „Waits“ — es ist unbestimmt, ob dieser Name ursprünglich die Personen oder die von ihnen gespielten Instrumente bedeutet — ziehen singend und musizierend durch die Straßen und suchen möglichst viel Geschenke zu ergattern. Bis zum Jahre 1820 waren sie offiziell anerkannt in London und erhielten manchmal ein förmliches Patent von Polizei und Bürgervertretung; seit jener Zeit aber sind die Straßen jedermann freigegeben, der singen oder musizieren will. Zu den Zeiten Steeles und Addison hatten die „Waits“ noch einen anderen Beruf als den, mit den populären Liedern zu Weihnachten von Haus zu Haus zu ziehen. Der „Tatler“ sagt: „Wie es heute die Sitte ist, giebt es kaum einen jungen Mann von Lebensart, der sich nicht in seinen Liebesabenteuern der Straßenmusik bediente; die Waits helfen ihm oft in seinen Liebesanträgen.“ Die jungen Damen scheinen nicht sonderlich erbaunt gewesen zu sein von dieser Art nächtlicher Werbung, denn dieselbe Quelle sagt, daß sie sich „über die Verrücktheit ihres Schlafes durch gewisse stürmische Liebhaber bitter beklagten, die während des vergangenen Sommers zwischen zwölf und vier Uhr Morgens die Straßen mit Violinen und Bassgeigen beunruhigt hätten.“

Wir können hier nicht die christliche Liederdichtung und Liturgie der einzelnen Völker ins einzelne verfolgen, wie es eine ausführlichere Darstellung der Geschichte der Weihnachtsmusik erheischen würde. Die protestantischen Gesangbücher Deutschlands und Englands enthalten die markigsten Dichtungen dieser Art, Martin Luther steht an der Spitze der christlichen Liederpoesie. Aus der musikalischen Literatur der neueren Zeit müssen wir vor allem zwei großartige Erzeugnisse herausheben. Das eine ist Händels „Messias“, das reifste Produkt dieses musikalischen Genius, ein Werk von gewaltiger Kraft, ein unvergängliches Dokument der edelsten und höchsten Gefühle der Menschheit. Die Geburt Jesu ist der hauptsächlichste Gegenstand dieses Oratoriums, und der ganze erste Teil, der mit dem Chor der himmlischen Heerscharen schließt, ist eine der erhabensten Huldigungen, welche die Kunst dem Stifter der christlichen Religion dargebracht hat.

Das zweite Werk ist Johann Sebastian Bachs „Weihnachts-Oratorium“, welches der große Vater der modernen Musik im Jahre 1734 schrieb. Es ist in sechs Abteilungen geteilt, von denen jede die Form einer vollständigen Kantate hat. Die drei ersten werden zu Weihnachten gespielt, die vierte zu Neujahr, die fünfte am darauffolgenden Sonntag und die sechste zu Epiphania. Sollte nicht Wagner aus diesem Werke seine Idee geschöpft haben, „den Ring der Nibelungen“ in „Tage“ zu zerlegen? Der Charakter des Werkes ist unverkennbar, Bach selbst bezeichnete es als „Oratorium tempore nativitatis Christi“, und einverleibte ihm die Weihnachts-hymnen von Haffler, Gerhard und Luther.

Von der neuern Musik ist am bekanntesten geworden das Oratorium von Liszt: „Christus ist geboren.“ Berlioz verarbeitete die Jugendgeschichte Christi zu der Kantate „L'Enfance du Christe“, deren drei Abteilungen „le songe d'Hérode“, „la fuite en Egypte“ und „l'arrivée à Saïs“ heißen. Saint-Saëns hat ein Oratorium „Noël“ geschrieben, und der Engländer Sullivan, der in Deutschland nur als Operettenkomponist bekannt ist, hat mehrere sehr hübsche Weihnachtslieder geschrieben, darunter „All this night“, „I sing the birth“, „Upon the snow-clad earth“, „Christmas bells at sea“.

Damit ist natürlich nicht der Reichtum der Weihnachtsmusik erschöpft, denn fast jeder Komponist von einiger Bedeutung hat dem heiligen und fröhlichen Tage seinen Tribut dargebracht. Wie es der schönste Tag des Jahres ist, so erschließt er auch die schönsten Gefühle der Menschenbrust und wird fort und fort die Sprache der Seele, die Musik, zu seinem Lobe ertönen lassen.

Otto Neumann-Hofer.

* nowell, heute nowel, = noel, der Freudenschrei am Weihnachtsfest.

(II. Artikel.)

Nachdruck verboten.

Leidensstationen eines dramatischen Dichters.

Zwischenstation.

Ueber mein vermeintliches Unglück brütend, verlebte ich mehrere Tage that- und ruhelos auf meinem Zimmer; allmählich jedoch und je mehr ich über die Worte des Direktors nachdachte, wurde mir's klar, daß der brave Herr es doch eigentlich gut mit mir gemeint habe; was hätte ihn andernfalls wohl gehindert, mir mein Stück einfach zurückzuschicken? Er hatte das nicht gethan, er hatte nur gewünscht, daß ich mein Schauspiel umarbeite, er war auch so freundlich gewesen, meine Begabung anzuerkennen, hatte sich ferner die Mühe genommen, seine Ausstellungen zu motivieren, bei ruhiger Überlegung mußte ich mir daher sagen, daß derselbe sich ohne Zweifel für mich und meine Dichtung interessiere. — Nachdem mir so die bessere Erkenntnis geworden, machte ich mich wirklich an die mir zugemutete Arbeit. Es wurde mir anfänglich recht schwer und es kostete namentlich große Überwindung, lieb gewordene Gedanken, Scenen, Situationen zu beseitigen oder zu modifizieren, aber es ging doch, weil ich es wollte, und nach 14 Tagen angestrengter Arbeit war das Drama, zu drei Akten umgearbeitet — ein fast neues Stück geworden. Ich ließ es sauber kopieren und brachte es selbst nach dem Theater.

„Ah, da sind Sie ja schon,“ rief mir der Sekretär entgegen, „das ist brav, sehen Sie, daß es gegangen ist! Wäre auch Schade gewesen, wenn Sie die Platte ins Korn geworfen hätten. Und welche schon geschriebenes Manuskript! Sehr gut! Die Herrn Dichter haben gar keine Ahnung, wie sehr ihnen ihr schlecht und undeutlich geschriebenes Werk bei dem Leser schadet. Ich will nur gleich Ihre neue Arbeit dem Herrn Direktor übergeben, einstweilen blättern Sie da in dem dicken Buch, meiner Registrate der eingelangten Bühnenwerke, die Lektüre wird eine neue Belehrung für Sie sein.“

Während der freundliche Herr sich bei dem Direktor befand, las ich nun die Urteile über die Stücke, welche dem Titel, dem Namen des Verfassers deselben, der Nummer, welche jedes einzelne bei der Übergabe erhalten hatte, beigefügt waren. So lautete das Urteil über ein Schauspiel Nr. 80: „Humorloser, thränenreicher Unsinn“; über ein folgendes „Blödsinn in schlechten Versen“; weiter „Greches Plagiat von Goethes „Geschwister““; „Sehr amüßant für eine Herrengesellschaft nach Mitternacht, aber auf einer deutschen Bühne nicht ausführbar“; über Nr. 92: „Weibergehwätz“; über Nr. 95: „Dialog ohne Handlung“; ferner: „16 Verwandlungen für drei Akte sind doch eine zu große Verwickelung“; „Langeweile in drei Akten“; „Unreifer Versuch ein Lustspiel zu schreiben“; „Die Arbeit eines Trübsinnigen“; „Vortreffliche Handlungslosigkeit“; „Kallauernder Blödsinn“; „Episch zerstückt ohne Mittelpunkt“; „Idee sehr hübsch, Charakterzeichnung verfehlt, Dialog roh, ja brutal“; „Eine Unmöglichkeit in vier Akten“; „Unglaubliches Zeug“; „Düsteres, unerquickliches Gemälde“; „Talentvolle, leider zerfahrene Arbeit“. Solche und ähnliche drastische Urteile las ich zu meinem Erstaunen. Wie mußten die Bühnenstücke gewesen sein, die zu solchen Urteilen Veranlassung gaben? Wie verschwindend klein war die Zahl der Stücke, denen „zur Aufführung angenommen“ beigefügt war, unter diesen hunderten von Schan- und Lustspielen, Schwänken und Poffen? Und welche Beschäftigung, sie alle zu lesen? Ein merkwürdiges Buch, diese Registrate, aus der ich mir in Eile die oben angeführten Urteile abschrieb, in der ich nun auch unter Nr. 157 zu meiner Freude und Genugthuung das Urteil über meine Arbeit las: „Talentvolle Arbeit, dichterischer Schwung, edle Sprache, aber zu lang ausgedehnt, in drei Akten sicher von Erfolg. Dem Autor zur Umarbeitung zurückgegeben.“ Nun — Gott sei Dank — ich hatte es umgearbeitet und durfte also die freudige Hoffnung hegen, daß es dem Direktor gefallen, daß er es aufzuführen werde!

„Der Herr Direktor läßt Ihnen bestens danken, sagte der zurückkommende Sekretär, er wird Ihre Arbeit sofort lesen und sie dann gleich dem Lesekomitee übergeben. Sie werden bald über das Resultat Bescheid erhalten.“

„Welche Personen bilden das Komitee? Kann ich mich ihnen nicht vorstellen?“

„Das ist unnütz, außerdem sind es leider Schauspieler, die Regisseure, welche das Komitee bilden. Auf deren Urteil können Sie gar keinen Einfluß üben, die urteilen leider niemals objektiv, nur nach den guten oder schlechten Rollen, die sie möglicherweise in Ihrem Schauspiel zu spielen haben werden. Das ist auch noch so ein altes Herkommen, daß solche Leute über den Wert einer Dichtung zu entscheiden haben. Glücklicherweise bleibt bei uns das Urteil des Direktors maßgebend. Noch einen Rat möchte ich mir erlauben Ihnen zu geben. Man wird Sie fragen, welche unserer Darsteller Sie für die einzelnen bedeutenden Rollen wünschen: nehmen Sie keinen Einfluß auf die Besetzung der Rollen! Überlassen Sie diese ganz dem Direktor, der die Seinigen und ihre Fähigkeiten naturgemäß besser und richtiger beurteilt als Sie. Sie haben in Ihrem Schauspiel Aufgaben für die Darsteller geschaffen, nicht Uniformen für bekannte Größen. Nicht wahr?“

„So ist es!“

„Unsere heutigen beliebten Bühnenschriftsteller schreiben meist mit dem Gedanken an besondere hervorragende Darsteller und ihre Eigentümlichkeiten, also Uniformen, das ist allerdings sehr bequem und zeigt sich für die Darstellung sehr praktisch, ruiniert aber die Schauspieler als Künstler, weil es sie einseitig werden und ihre schöpferische Kraft einschläfen läßt. Der Direktor ist überdies ja auch ebenso sehr bei dem Erfolg Ihres Stücks interessiert wie Sie, wird daher sicher die Rollen den besten Kräften anvertrauen, darauf können Sie sich verlassen. Nun, adieu, ich werde Sie zur Zeit benachrichtigen, wenn die Leseprobe, der Sie doch beizohnen müssen, stattfinden soll. Ich glaube bestimmt erklären zu können, daß Ihr Schauspiel zur Aufführung angenommen wird.“

Ziemlich beruhigt und doch wieder recht besorgt verließ ich den alten Bühnenpraktiker. Er hatte mir Stoff genug zum Nachdenken geboten, und legte ich mir Rechenhaft über meine Gedanken beim Nachhausegehen ab, so durfte ich wohl mit dem Schüler in Goethes „Faust“ sprechen: Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Nachdruck verboten.

G. M. v. Webers Gedächtnisfeier.



Am 18. Dezember sind 100 Jahre verflossen, seit der Komponist des „Freischütz“ zu Eutin geboren wurde. Des „Freischütz“! Darin liegt nicht nur eine summarische Kritik mit einer Summe Lobes, groß genug, um den Komponisten zu den Großen rechnen zu können, wie wir vom Schöpfer des „Messias“, der „Matthäuspassion“, der „neunten Symphonie“ reden — es ist weit mehr: nämlich das Auerkenntnis, daß der „Freischütz“ ein Dokument des nationalen Geistes, daß Weber der Sänger des deutschen Volks, der Sänger seiner Eigenart ist. Darum wird selbst das deutsche Volk die Säkularfeier seines Weber wie eine eigne, heilige Angelegenheit behandeln; wir werden uns alles dessen erinnern, was uns, die Alten wie die Jungen, von der Opernbühne her am kräftigsten zu Herzen ging, am tiefsten bewegte, was drum im edelsten Sinne, mehr noch als Mozarts Zauberflöte, populär genannt werden muß. Webers Melodien klingen in jedem Deutschen weiter wie der Nachhall der persönlich durchlebten romantischen Periode. Welch süßen Zauber woben die Märchen und Sagen um uns; wie schauerlich-süß mutete uns jeder wunderbare Einfluß und Eingriff finsterner Mächte in das Schicksal der Menschen an; das Grauen war uns nicht weniger Bedürfnis als das Lachen. Und Weber vor allen verstand es, diese Schatten und den finstern Wald, der sie ausgab, in seine Musik zu bannen, wie er es nicht minder verstand, den geheimnisvollen Zauber des mittelalterlichen Rittertums (in der „Curyanthe“) und das duftige Treiben der Elfenwelt (im „Oberon“) in Tönen sinnfällig zu machen. Von keinem unsrer großen Tonmeister kann man so unbedingt, wie von Weber, behaupten, daß ihm das Herz des Volkes gehört, weil keiner je so innig und sinnig, so fesselnd und überzeugend gerade zur deutschen Jugend zu sprechen verstand.

Die Jugendgeschichte des Komponisten ist eine Leidensgeschichte, und „Ex occidenti lux“ könnte man zur Überschrift für sein ganzes nur auf 40 Jahre gekommenes Leben machen. Sein Vater Franz Anton von Weber stammte aus altem niederösterreichischen Adel und verstreute den Rest seines ererbten Vermögens für seine musikalischen und theatralischen Liebhabereien. Ohne eigentlichen Beruf zur Sache war er nacheinander wandernder Schauspieler, Theaterdirektor und (bei Karl Marias Geburt) Kapellmeister in dem hollsteinschen Städtchen Eutin. Vielleicht hat ihn seine Verwandtschaft mit Mozart (er war der Onkel von Mozarts Gattin Constanze geb. Weber) erst auf den Gedanken gebracht, daß er selbst zu großen Dingen in der Kunst berufen sei; jedenfalls betrieb er mit allen, auch unerlaubten Mitteln, die Erziehung seiner Söhne zu musikalischen Wunderkindern, wie Mozart eines gewesen war. Und sonderbar — gerade Karl Maria zeigte die geringste Begabung und gar keine Neigung für die Musik; viel mehr als diese entsprach die Malerei seiner lebhaften Phantasie. Als der Vater sich 1796 in Hildburghausen niedergelassen hatte, genoß der zehnjährige Sohn den tüchtigen Klavierunterricht des Organisten Heuschkel, dem er, wie er in seiner Selbstbiographie anerkennt, „den wahren festen Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart und zu gleicher Ausbildung beider Hände auf dem Klavier verdankt.“ Die Übersiedelung des Vaters nach Salzburg, wo er die Theaterdirektion übernahm, war insofern für den Knaben von entscheidender Bedeutung, als sich Michael Haydn seiner

annahm und bald in ihm die Liebe zur Tonkunst und zugleich Schaffenslust und Schaffenskraft erweckte. Als erste Frucht dieser Unterweisung erschienen bereits 1798 „sechs Fughetten“ im Druck. Weitab von dieser strengen Kunst suchte der Vater den wahren Beruf des Knaben: er führte ihn direkt auf die Bühne. In München stand unter Karl Theodor die Oper in besonderer Blüte, und Hoforganist Kälcher, der den weiteren Unterricht übernahm, ging auf das Wesen des strebsamen Jünglings sorgfältig ein. Weber schreibt selbst: „Dem klaren stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte Kälchers verdanke ich größtenteils die Herrschaft und Gewandtheit im Gebrauche der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, die dem Tondichter so natürlich werden müssen, soll er rein sich und seine Ideen dem Hörer wiedergeben können, wie dem Dichter Rechtschreibkunst und Silbenmaß.“ Die erste und nächste Gelegenheit zur Erprobung seiner gewachsenen Kraft fand er, der recht eigentlich die Coullissen seine Heimat nennen konnte, an dem Operntext „Das stumme Waldmädchen“, welches in Freiberg und Chemnitz, und 1803 an der komischen Oper „Peter Schmoll“, welche in Augsburg zur Aufführung kam. Beifall fand weder das eine noch das andre Werk; aber der junge Komponist, statt sich durch den Mißerfolg entmutigen zu lassen, kam zu der Überzeugung, daß ihm die rechte Durchbildung und volle Reife für die Oper noch fehle. Er wurde Abt Voglers, des damals berühmtesten Kompositionslehrers, eifrigster Schüler und schon nach einem Jahre auf Empfehlung des Meisters Kapellmeister des Breslauer Theaters. Aus jener Zeit stammen die beiden Ouverturen zu „Turandot“ und zum „Beherrscher der Geister“ (Mübezahl), von denen letztere erst vor kurzem in einem Philharmonischen Konzerte zu Berlin, unter Hindworths Direktion, in entzückender Weise zu Gehör kam.

Nun folgt im Leben des Künstlers eine Periode von Verirrungen und Bedrängnissen aller Art. Der lockere Hofhalt des Herzogs Alexander von Württemberg erhielt in der Person des 21jährigen Weber einen Sekretär mit weitgehenden Verpflichtungen und zugleich Freiheiten. Der junge Künstler, der die Musik in dieser Zeit nur zu seinem und anderer flüchtigen Amusement pflegte, hatte wesentlich nichts sonst zu thun, als für seinen Herrn — Schülern zu kontrahieren. So kam es, daß er auch den eigenen persönlichen Kredit ausnüßte, leichtsinnig in den Tag hineinlebte und endlich aus dem Lande gewiesen wurde. Trotzdem war inzwischen „Das stumme Waldmädchen“ zur Oper „Sylvana“ geworden, die melodramatische Kantate „Der erste Ton“ und die auch in Berlin neuerdings wiederholt dargebotene Operette „Abu Hassan“ entstanden. Nach allerlei Zerrfahrten langte Weber, der nun schon einen kleinen Ruf hatte, bei Abt Vogler wieder an und wurde von diesem willkommen geheißen. Eine Kunstreise führte ihn bald nachher (1812) auch nach Berlin, dessen kritische Luft schon damals mit unangenehmer Schärfe wehte und auch Weber die Stimmung verdarb. Von 1813—1816 leitete Weber die Prager Oper und entwickelte dort einen wahrhaft staunenswerten Fleiß. Innerhalb drei Monaten brachte er nicht weniger als zehn neue Opern heraus. Auch zu persönlichen Opfern aller Art war er um der Sache willen stets bereit. Als zu einer würdigen Ausführung des Don Juan ein zweites Orchester der hohen Kosten halber nicht gestellt werden konnte und die ganze Oper ins Schwanken kam, bezahlte der Direktor die nötigen Musiker aus seiner Tasche. Unablässig bemüht war er um die Belehrung des Publikums. Zu jeder Oper veröffentlichte er in der Zeitung einen ausführlichen Kommentar, auch ein Roman „Künstlers Erdenwallen“ verdankt dieser Zeit sein Entstehen.

Mit einem Gehalt von 1500 Thaler wurde Weber im Januar 1817 zur Leitung der Dresdner Oper berufen und gewann nun einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Bühne überhaupt. Zunächst hatte er den schlimmsten Feind der Idee einer spezifisch deutschen Opernbühne in unmittelbarer Nähe, das war die Voreingenommenheit des Hofes und der Bürgerschaft für die italienische Oper. Jener Pariser Streit zwischen Picciniisten und Gluckisten wurde in Dresden zwischen Morlacchi und Weber ausgefochten. Jenen häßelte, diesen vernachlässigte, ja verletzte der König. Trotz alledem befreundete sich Weber allmählich mit der neuen Heimat und blieb bis zu seinem Ende ihr Bürger, obwohl ihn ein Ruf nach Kassel in glänzendere Verhältnisse zu entführen suchte; er verzichtete und empfahl Spohr, der dann auch gewählt wurde und 30 Jahre in der Hauptstadt Kurheffens wirkte.

Schon im Februar 1817 machte der Komponist die Bekanntschaft des Dichters Friedrich Kind; bald war die Frage nach einem Operntexte aufgeworfen, ein passender Stoff in Apels Gespenstertexte gefunden und sofort die Arbeit begonnen.

Nach zehn Tagen, am 1. März, befand sich der fertige Freischütztext in der Hand des Komponisten, der nun freudestrahlend, im seligen Gefühl der Schaffenskraft an die Arbeit ging. In seiner Lina fand er das Mäuschen verkörpert, für sie schrieb er die ersten Noten. „Es ist kurios“, schrieb er seiner Brant, „wie die Vorliebe zu allem, was nur in der entferntesten Beziehung auf meine Lina steht, sich so auffallend bewährt. Das Mäuschen, das so ganz Deine Rolle wäre, zieht mich vor allem an, und ich muß unwiderstehlich diese Sachen zuerst komponieren, wobei Du mir immer lebhaft vor Augen schwebst.“ So entstand zuerst das liebreizende Duett des zweiten Aktes, dann die große Scene und Arie der Agathe. Er schreibt: „Den 27. August die Arie komponiert, deren letzte Strophe ich Dir geschickt habe. Es soll etwas Feiner darin sein, und Du wirst meiner Zeit darüber urteilen.“ Im nächsten Jahre entstand der Bauerntanz und die Arie des Max, der größte Teil der Oper im Winter auf 1820 und zuletzt die Ouverture, so daß am 13. Mai 1820 das Werk vollendet war. Reichen Anteil nahm, wie schon an der Ordnung des Buches so auch an der musikalischen Fassung, soweit sie sich durch sachverständigen Rat beeinflussen ließ, am ganzen Werke die Gattin Webers, welche überhaupt durch ihre Teilnahme an dem Wirken und Schaffen ihres Mannes eine ideale Künstlerin zur herrlichsten Wirklichkeit machte. Karoline, die er scherzhaft „seine Volksgalerie“ nannte, war stets die erste, welche über seine Arbeiten zu Gerichte saß.

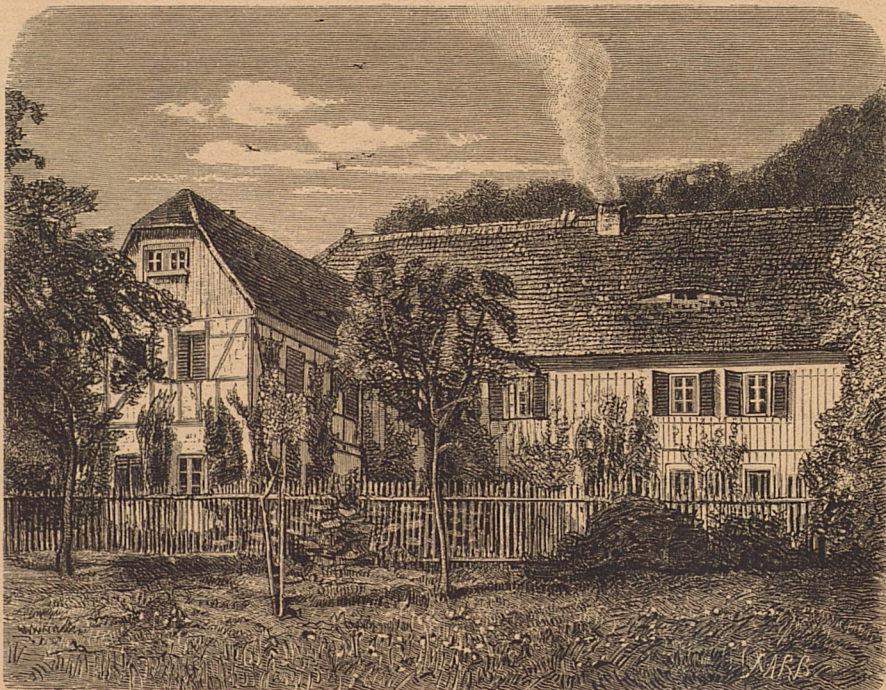
Ehe jedoch der „Freischütz“ seinen Weg machte, war eine Jubelkantate (mit der berühmten im God save the gracious Queen anknüpfenden Jubelouverture) und, unmittelbar nach dem Freischütz, die Musik zu „Preciosa“ entstanden. Am 15. März 1821 gelangte dieses Singpiel auf der Berliner Bühne mit glänzendem Erfolge zur Darstellung und wirkt noch heute durch die echt deutsche Natur, welche die zigeunerischen Rhythmen und Melodien durchleuchtet, mit unverminderter Frische. Jetzt nahte der 18. Juni 1821, der entscheidende Tag für die deutsche Gesangsbühne, an welchem in dem von Schinkel erbauten und am 26. Mai eröffneten neuen Berliner Schauspielhaus der „Freischütz“ zum erstenmale seine Kugeln goß und ins Schwarze traf. In 16 Proben dirigierte der Komponist selbst. Die Seidler gab die Agathe, die Gunitze das Mäuschen, Stümer den Max und Blume den Kasper. Speziell für die Gunitze wurde noch die Romanze „Einst träumte meiner sel'gen Vaise“ hinzukomponiert. Über die erste Aufführung schreibt Weber selbst in seinem Tagebuch: „Abends als erste Oper im neuen Schauspielhaus: „Der Freischütz“, wurde mit unglaublichem Enthusiasmus aufgenommen. Ouverture und Volkslied da capo verlangt, überhaupt von 17 Musikstücken 14 lärmend applaudiert. Alles ging aber auch vortrefflich, man sang mit Liebe; ich wurde herausgerufen und nahm Frau Seidler und Fräulein Gunitze mit heraus, da ich der andern nicht habhaft werden konnte. Gedichte und Kränze flogen. Soli Deo gloria.“ Schon Ende 1822 erlebte die Oper ihre 50., am 26. Dezember 1840 ihre 200., und am 22. Dezember 1858 ihre 301. Aufführung. Bis 1840 hatte der Freischütz 94,000 Thaler eingebracht. Weber erhielt als seinen Anteil an den Berliner Aufführungen alles in allem 660 Thaler und von der Schlesingerischen Verlagshandlung für das Verlagsrecht 300 Thaler!

Die nächste Folgezeit brachte für Weber den ehrenvollen Auftrag zur Komposition einer Oper für das Kärnthnerthor-Theater in Wien und gleichzeitig eine Begabung mit der Dichterin Helmina von Chezy, einer Entlein der Karstschin. Diese, von jenem Auftrage unterrichtet, unterbreitete ihm die „Histoire de Gérard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryanthe s'amie“, und Weber fühlte sich sofort unter dem Zauber dieser Dichtung.

Aber ein Schatten lagerte sich neben der sofort aufgenommenen Arbeit, und dieser war, seltsamer Weise, der außerordentliche, immer noch steigende Erfolg des „Freischütz“. Aufgeregt und sorgenvoll schrieb Weber an die Chezy hierüber: „Dies alles zu überbieten ist nun die Aufgabe, und das ist mir schrecklich! Die „Euryanthe“ muß nun etwas ganz Neues werden, muß ganz allein auf ihrer Höhe stehen. Türmen Sie Schwierigkeit auf Schwierigkeit, stützen Sie auf Silbermasse, über die man verzweifeln möchte.“ So reizte sich der Komponist, von Publikum und Kritik getrieben, zu höchster Anspannung seiner Kräfte, seines Talentes! Neunmal mußte die Chezy das Buch umarbeiten; aber alles vergebens. Weber war und blieb dem Text gegenüber in einer Zwangslage; je angestrongter er arbeitete, desto weiter entfernte er sich von jener förtlichen Unbefangenheit und Frische, aus der einst der „Freischütz“ entsprungen war. Ein förmlicher Verdruß über den „Freischütz“ bemächtigte sich seiner; eine nervöse Aufregung begleitete hinfort seine Arbeit und leider auch ein schlimmes, immer zunehmendes Hals- und Brustleiden, das vollends seine besten Kräfte aufzehrte. Dennoch führte er in rastloser Anstrengung das Werk zu Ende, und im September 1823 begannen in Wien die Proben. Die Sänger und Sängerinnen, unter ihnen Henriette Sonntag (Euryanthe) und Therese Grünbaum (Eglantine), waren enthusiastisch über die Musik, das Publikum zeigte sich bei der Aufführung nur mäßig erwärmt. Nach 20 Aufführungen verchied das Werk von der Bühne.

Er selbst hatte nicht viel Zeit, darüber zu trauern. Neue Arbeit (der Oberon) und schwerere Leidensanfalle nahmen ihn ganz dahin, rieben ihn schon nach drei Jahren auf. Am 5. Juli 1826 entrafte ihn der Tod (zu London) den Seinen, der Kunst, der Welt!

Ein Denkmal aus Erz sieht man in Dresden in der Nähe der Hofkirche und des Theaterhauses; dauernder als Erz wird das Denkmal sein, welches er sich im Herzen seines Volkes und der musikalischen Gemeinde aller Nationen errichtet hat. Auch dieses teuren Toten werden wir nicht vergessen, auch seine Urne immer und immer wieder mit Lorbeer und Eiche schmücken; aber wir werden ihn am besten ehren, wenn wir zu erhalten suchen, was er in seinen Werken als eine Norm für das Kunstschaffen und für die deutsche Opernbühne hinterließ: schöner, volkstümlicher Inhalt in gefaßter, edler Form, alles getragen von einem tiefstiftlichen Geiste! Theodor Krause.



Das „Weberhaus“ zu Hosterwitz.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Josephas Schatten.

Novelle von Hermann Sudermann.

VI.

Es dauerte eine geraume Weile, bis die Schwestern sich von ihrem Schrecken erholt hatten. Loni hatte sich auf das Sopha geworfen, Josepha ging aufgereggt im Zimmer auf und nieder.

„Schau, schau, das ist ja ein dalketer G'sell, dein Herr Felix!“ sagte sie mit ärgerlichem Lachen, „mit dem kannst ja kleine Kinder zu Bette jagen. Und was hab' ich dem Menschen gethan, ang'lacht hab' ich ihn, Hand hab' ich ihm schütteln wollen, puh! ist das ein Grober —“ und sie schüttelte sich überwältigt vor Grauen.

Als sie dann den Blick auf die Schwester heftete, sah sie, daß ihr die Thränen zwischen den Fingern hervorquollen. Josepha hatte ein mitleidig Herz, die Schwester konnte sie nicht weinen sehen. Sie warf ihren Pelz über eine Lehne und kniete vor ihr nieder.

„Hab' ich dir weh' gethan, Schwesterl?“ schmeichelte sie, den Arm um ihre Taille schlingend, „hab' ich nit kommen

solten? Warum hast mir nit ein Wort gesagt, daß du mich weg haben willst, ich wär' ja g'laufen bis ans Ende der Welt. Hätt' mich zur Nacht draußen auf dem Zietenplatz einlogiert, hätt' mich als obdachlos aufgreifen lassen, wenn ich g'wußt hätt', daß du mit deinem Felixel allein sein willst.“ Loni lächelte mitten in ihrem Weinen.

„Sprich nicht so lästerlich, Sephi!“ sagte sie, ihr Schluchzen zurückdrängend, und löste mit zitternden Fingern die seidnen Bindebänder von Josephas Hute. „Es war 'ne Schand' und 'ne Sünd', daß ich dir nicht schon gestern die Wahrheit gesagt hab' —“

„Gestern, spielt's denn erst seit gestern?“ lachte Josepha. Loni machte eine Geberde des Entsetzens. Es war ja kaum auszudenken, wessen die Schwester sie für fähig hielt. Und im Feuereifer, sich zu rechtfertigen, beichtete sie alles, was sich irgend beichten ließ.

„Also darum hast gestern Abend solche Tollheiten gemacht?“ sagte sie, ihr die Thränen von den Wangen wischend. „Und gelt, hab' ich dir nicht gleich gesagt, daß du verliebt bist —“

„D, bitt' di, Sephi!“ bat Loni, den Kopf an der Schulter der Schwester verbergend.

„Was ist denn da zu bitten?“ lachte diese. „Ist's denn 'ne Schand', wenn der Mensch verliebt ist? Das hat der liebe

Herrgott so eingerichtet', und ich bin alle Tag' verliebt. Das muß so sein.“

„Ja, das bist du,“ flüsterte Loni, das wirre Gelocke der Schwester streichelnd.

„Und du? was brauchst du ein Vorrecht zu haben, du Scheinheilige du? das ist recht, daß dir das auch mal passiert ist. I möcht' dem ersten besten Bettler 'ne Hundert-Gulden-note schenken aus lauter Schadenfreud'. Aber nun sag, Lonerl,“ sie dämpfte ihre Stimme zu geheimnisvollem Flüstern, „wie stehn d' Sachen, liebt er dich auch, der garstige Mensch?“

Loni zuckte verschämt die Achseln.

„Ach geh, das muß er doch g'sagt haben?“

Loni schüttelte den Kopf.

„Hoho, dös woll'n mer bald erfahren!“

„Um Gotteswillen!“ rief Loni auffahrend.

„Weißt was, Schwesterl, wir setzen uns hin und schreiben ihm 'nen großmächtigen Schreibebrief, da soll drin steh'n: Geliebter Mann, meine Schwester, die Josepha, ist ein Scheusal; aber heut' hab' ich sie zu allen Teufeln geschickt, heut' sind wir ungestört bis — bis —“

„Schwach' doch nicht so tolles Zeug,“ bat Loni müde, „mir ist wirklich zum Scherzen nicht zu Mut.“



Auf dem Weihnachtsmarkt. Gemälde des Hofmalers Arnold.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Gust. Schauer in Berlin.

Karo schläft — im Sigen Wald ein Friede liegt auf seinem ehrwürdigen Antlitz! Karo ist nicht schön, auch nicht mehr jung — aber ehrlichen Gemütes und todmüde. Karo hat durchaus keine Nase, er ist ein recht gewöhnlicher Hund; aber dafür hat er in seiner Erscheinung etwas Vertrauenerweckendes. Die ganze Nacht war er unterwegs, er zog einen Wagen, auf dem ein großer Haufen Weihnachtsbäume lag. Sein Herr ging neben ihm und half ziehen. Es war ein recht wildes Schneegestöber, der Weg sehr schlecht und dabei die Luft in der Forst so mit Eiskristallen durchseht, daß Karo den Husten kriegte; aber er mußte trotzdem immerfort ziehen, so daß ihm schier der Atem verging; und — dazu die Schmerzen an den Füßen! Karo hatte Rheumatismus seit früher Jugend, namentlich seit dem Abenteuer im Mühlteich, als ihn böse Buben aus Schabernack ins Wasser geworfen. Ja, diese Waldpartie wurde ihm recht schwer! Sein Herr ging freilich neben ihm; aber wie gut hatte der's! Der rauchte aus einer kurzen Pfeife, hatte warme Strümpfe und große Stiefeln an und trug den Schal doppel um den Hals gewickelt, der konnte es schon aushalten! — Aber gleichviel! — Karo war kein Sozialdemokrat; darum hing er so bitteren Gedanken nicht weiter nach, sondern zog und zog, bis in aller Frühe der Hundewagen durchs Brandenburger Thor

rollte und auf noch stillen Straßen bis zum Dönhofsplatz gelangte. — Dort war der Stand der „Weihnachtsbäume“, dort wartete „Frauchen“ des Gatten, welcher neue Ware herbeischaffte. Wie webelte und sprang Karo trotz Müdigkeit und Rheuma und franker Füße um die Herrin herum; wie jauchzte er in heiseren aber freudbegitternden Tönen über das frohe Wiedersehen!

Und dann nach der Arbeit süße Ruhe! Ein Stück Decke rückt eine sorgliche Hand an das Kohlentöpfchen und Karo geniert sich durchaus nicht, darauf Platz zu nehmen! Da wären wir! Die Wärme thut wohl; der Kaffee ist auch schon fertig, liebliche Wölftchen steigen aus der Kanne empor! Hoffentlich kehren „Herrchen“ und „Frauchen“ bald zurück, um zu frühstücken und auch ihm seinen Teil zu geben. Die Waldpartie hat ihm tüchtigen Hunger gemacht!

So summt Karo in seinem einsfältigen Hundeverstande und wärmt behaglich eine Pfote um die andere; darüber fallen ihm endlich die Augen zu. Er träumt von einer glücklichen Kindheit im stillen Forsthaus, von schwerem Abschied und jahrelanger Dienstbarkeit! Ein hartes Leben, so ein Hundeleben, in welchem eine wollene Decke, eine Schale Kaffee und ein freundlicher Blick vom „Herrn“ goldene Lichtpunkte sind. — Armer Karo!

J. v. C.

„Wer sagt denn, daß ich scherz?“ rief Josepha eifrig. „Aber, wenn du von meiner Briefstellerei nur wissen willst, gut, so schreib' du nur selber. Aber, das sag' ich dir, die Sach' versteh' ich aus dem F-F.“

VII.

Felix Hirzel hatte noch in derselben Stunde seine bescheidenen Koffer gepackt. Mit dem nächsten Zuge schon wollte er die Stadt verlassen, welche Wiege und Grab seiner Hoffnungen geworden war. In seinem Kopfe tobte ein wildes Durcheinander von Scham und Stolz und Selbstvorwürfen. Wozu war es nötig gewesen, der jüngeren Schwester so schwere Kränkung in das Gesicht zu schleudern? Was hatte sie an ihm verbrochen? Und doch, wie er sie dastehen sah in seiner Erinnerung, mit ihrem siegesfähigen, herausfordernden Lächeln, mit dem spöttischen Glanz ihrer Augen, wenn er an die Worte zurückdachte, die sie in dreistem Übermut wie Pfeile von der Zunge schnellte, und wenn er endlich an sich selber dachte, wie er zusammengeknickt war, mut- und fassungslos, unfähig ein einziges Wort aus der Kehle zu pressen, bei ihrem bloßen Anschauen, wahrlich: er hätte auch zum zweitenmale nicht anders handeln können.

Die Stunden des Nachmittags verrannen, und je näher die Zeit rückte, da er Berlin den Rücken kehren mußte, desto mehr bemächtigte sich seiner ein Gefühl dumpfer Unruhe und herzbeklemmender Erwartung, als ob noch irgend etwas sich ereignen müßte, was seine Abreise hinausjohob.

In dem öden Gasthofszimmer, in dem er sich einlogiert hatte, saß er vor sich niederstarrend und fuhr bei jedem schrillen Laute der elektrischen Klingel erschrocken in die Höhe. Wenn ein Schritt sich seiner Thüre näherte, so horchte er auf, als müßte er die ersehnte Nachricht bringen, die ihn zu Loni zurückrief.

Und als der Augenblick der Abfahrt gekommen war, packte er seinen Koffer wieder aus.

Dann setzte er sich nieder und schrieb beim flackernden Scheine der Gasthofskerze einen langen Brief an die Zügelgeliebte, in welchem er treulich berichtete, was sein Herz bedrückte und seinem Hoffen und seiner Trauer warmen, leidenschaftlichen Ausdruck gab. Der Brief schloß mit der Bitte, ihm am dritten Orte noch eine einzige Minute des Wiedersehens zu gewähren, da er so nicht von ihnen ziehen könne.

Beruhigt legte er sich nieder. Aber als der nächste Morgen mit seinem eisgrauen Nebel ihm durchs Fenster leuchtete, litt es ihn nicht länger unter dem fremden Dache. Planlos schritt er auf den Straßen umher, allerorten erfüllt von dem geheimen Wunsche, daß sein Weg den ihren kreuzen möge, und näher und näher zog er seine Kreise rings um das Haus, in dem er sie wußte.

So mochte die Mittagszeit herangefommen sein, da sah er plötzlich etliche Schritte von sich entfernt eine Equipage, die an ihm vorüberbrausen wollte, jählings stillehalten. Eine verschleierte Frauengestalt neigte sich heraus und winkte — wahrhaftig sie winkte ihm.

Ein heißer Schreck durchrieselte ihn, denn er hatte Josepha erkannt. Die Kniee wankten ihm, kaum daß er die Kraft fand zu ihr an den Schlag zu treten. Mit ihrem übermüthigen Lachen blickte sie ihm ins Gesicht.

„Wert sind Sie's halt nit, Sie Grobian!“ rief sie, „daß ich um Ihre Willen die Pferd' anhalten lass', aber Ihnen zu lieb geschäh' es nimmer, das können's mir glauben. Jetzt bitten's zuerst mal um Verzeihung!“

Er stammelte etwas, was einer Bitte um Vergebung gleichen mochte. Wieder hatte sich jenes unerklärliche Gefühl der Bekommenheit seiner bemächtigt, das in Josephas Gegenwart ihm die Gedanken im Hirne verwirrte und ihm die Worte im Munde ersterben ließ.

„Und nun reden's weiter, Sie böser Mensch Sie. Lieben's denn wirklich die Loni?“

Er errötete und rückte an seinem Hütchen. „Nun haben's sich nit so, und sagen's kurz und rund: ‚Ja‘ oder ‚Nein!‘“

In ihm erwachte aufs neue die Furcht, daß sie sich über ihn lustig mache, und all' seinen Ingrimm zusammennehmend erwiderte er: „Hab' Ihnen nit Rede zu stehen darüber, Fräulein Josepha.“

Sein Trost amüsierte sie köstlich. „Guck, guck!“ lachte sie, „er will nit, er stellt sich in 'n Winkel und spielt nit mit. Also hör'n's 'mal, Sie Trostkopf! Die Loni grämt sich um Sie, 's ist freilich 'ne faustdicke Dummheit von ihr; denn verdienen thun Sie's wahrlich nit, aber sie grämt sich.“

Er erschrak — und er hatte abreisen wollen! „Umherichleichen thut sie heut' wie 'n Schatten, und gelb sieht sie aus, und Kopfweh hat sie, drum bin ich beim Opernhaus vorgefahren und hab' ihr 'n Billet gekauft, damit sie sich halt ein bißel zerstreun thut, denn da geben's heut den Fideleio und das ist ihr Lieblingsstück.“

Eine leise Freude zuckte in ihm auf. Dann durfte er vielleicht am Ausgang auf sie warten, um ihr das Geleit zu geben.

„Abholen dürfen Sie so viel Sie wollen,“ lachte die schlaue Josepha, die seinen Gedankengang erraten hatte, „aber zuerst — hab' ich noch etwas mit Ihnen vor.“

Er erschrak heftig. Was konnte das sein? „Schaun's, der Loni ihr Glück liegt mir gar schwer am Herzen. Zu Ihrer Ehr' hoff' ich, Ihnen nicht minder; denn sonst wären's ja nit wert, daß die Sonn' Sie bescheinet. Nun woll'n wir beid' mal uns z'ammenthun und sein überlegen, wie wir sie glücklich machen können. Einverstanden?“

Das Glück überwältigte ihn fast. Sie hielt ihn also für würdig, in ein geheimes Einverständnis mit ihm zu

treten, sie war willens, gemeinsam mit ihm Pläne zu schmieden, wahrlich, das hatte er nicht verdient.

„O, Fräulein Josepha,“ stammelte er dankbar. „Also hören's mich an. Um sieben Uhr sitz' ich daheim beim Thee und erwart' Sie. Aber pünktlich bitt' ich mir aus.“ Damit reichte sie ihm die behandschuhete Rechte, gab dem Kutscher einen Wink und schob das Coupéfenster empor, welches eine graue Wand von Eisblumen verhüllte.

Wie im Traume starrte Felix dem Wagen nach, der im Gewühle des mittäglichen Treibens verschwand. Er griff sich nach der Stirne. War es denn denkbar? Das verwöhnte, übermüthige Glückskind, das nur an sich selber dachte und alles dem eigenen Wohle unterordnete, dem die Befriedigung der eigenen Eitelkeit höher galt, als das Glück der ganzen Menschheit — es ließ sich herab mit ihm zu verhandeln, seinen Rat zu hören, es wollte ihm helfen die Zukunft derer sonnig zu gestalten, die ihm über alles teuer war? Wie hart, wie ungerecht hatte er sie beurteilt, sie, die gleich einer holden Fee aus lichten Höhen herniedergestiegen war, den Erdenskindern Trost und Segen zu spenden!

So überschwenglich war seine Dankbarkeit, daß er Loni darüber fast vergaß.

VIII.

Rosa umschleierte Lampen brannten auf den Pfeilern des Kamins und breiteten ein geheimnißvoll träumerisches Licht über das weite Gemach, den grellen Pomp desselben lindernd und alles rings in dämmriges Halbbunkel hüllend.

Auf dem Tische dampfte die Theemaschine, allerhand süßes Gebäck, Pralines und Konfitüren standen in Schalen und Bonbonnieren daneben und in einem Winkel barg sich verschämt ein Stui mit türkischen Cigaretten. Josepha lag auf der Chaiselongue in einem blauen, spitzenbesetzten Schlafrock gehüllt, dessen weiche Falten die zarten Glieder malerisch umrießelten.

So sah sich Felix von ihr empfangen, er, der wohl eine Viertelstunde in der Kälte des Winterabends hin und her spaziert war, ehe er den Mut gefunden, zu der Wohnung emporzusteigen, aus deren Fenstern ein mattpurpurner Dämmerchein rätselhaft und glückverheißend zu ihm niederschimmerte.

Wohl tausendmal hatte er sich den Gedanken wiederholt, was er ihr sagen wollte. Sein ganzes Wesen war erfüllt von Dankbarkeit und freudigem Mute. Selbst die Schüchternheit, die ihn sonst erfaßt hatte, wenn er vor sie hingetretten, blieb diesmal verschwunden. Er kam zu ihr, wie man zu einem guten Kameraden kommt.

Sie hatte die Arme unter den Kopf gebreitet, so daß die weiten Ärmel, welche zurückgeglitten waren, deren volle, weiche Linien ganz enthüllten. Weiß, wie ein Wolkenstreif vom blauen Himmel, hob sich der zarte Arm von dem Blau des Raschmiringewandes ab.

In naiver Bewunderung ließ er den Blick auf ihr ruhen. Schweigend, als ob sie zu träge wäre, den Mund zu öffnen, und mit nachlässiger Bewegung streckte sie ihm die Hand entgegen, die er eifrig, eifriger vielleicht, als die Situation es erlaubte, ergriff und fast auch an die Lippen geführt hätte. Er war fest entschlossen, ihr heute zu zeigen, daß er wohl wußte, was Kavaliere geziem.

Sie deutete — immer noch stumm — auf ein Taburet und wies ihn an, es dicht neben ihr Kopfpolster zu rücken.

„So,“ sagte sie, „jezt woll'n mer plaudern.“

„Ist Loni im Theater?“ fragte er.

Sie lächelte spöttisch. Es schien sie eben nicht angenehm zu berühren, daß er in diesem Augenblicke nur an Loni dachte.

„Ja,“ sagte sie und gähnte ein wenig, als wolle sie ihn für seine ungeschickte Frage auf der Stelle abstrafen, und dann warf sie einen neckenden Seitenblick zu ihm herüber.

„Sie dürfen ihr halt nachgehen, wenn's sich bei mir langweilen sollten.“

Er machte eine Geberde erschrockener Abwehr. Sie sah, daß ihm das Blut heiß in die Wangen schlug, und lächelte befriedigt dazu.

„Nun lassen's sich mal anschauen, sagte sie, die Arme aufs neue über dem Nacken kreuzend und fixierte ihn mit feinem Blick vom Wirbel bis zur Zehe.

Bekommen rückte er auf seinem Sitze hin und her, und der Mut, mit dem er sich gewappnet hatte, begann rapide von ihm zu weichen.

„Schau, schau,“ sagte sie, „nen schlechten Geschmack hat sie nit, die Loni. Wenn Sie nur halt ein bißel weniger sackfiede grob wären, Herr Felix Hirzel — fallen's mer nit ins Wort. Hab' i etwa nit recht?“

Er wollte ein Wort der Entschuldigung stammeln; aber sie unterbrach ihn lachend, indem sie die gespreizten Finger gegen ihn ausstreckte.

„Lassen's nur gut sein, Herr Felix, 's ist nur gepast von mir, ich mag's gern leiden, wenn man gegen mich grob ist. Bekomm all' die Jahr über so viel Süßes zu hören, daß mir der Efel bis an der Kehle' sitzt. Wenn ich 'nem Menschen von Herzen gut sein sollt', der müßte grob zu mir sein wie ein Hausknecht,“ und sie schlug eine silberhelle Lache auf, die einen leisen, melodischen Nachhall durch den hohen Raum verflügelte, als zitterte Glockengeläute in der Luft.

Felix war zu Mute, als ob Ströme neuen Lebens ihm durch die Adern rannen. Es rauschte ihm in den Ohren und die Gedanken schossen in blickendem Wirrwarr durch sein Hirn. In nebelhaften Anrissen glitt Lonis Bild an ihm vorüber und verschwand wie ausgelöscht von den neuen glänzenden Eindrücken, die auf ihn hereinstürmten.

„Aber ich denke wir wollten von Loni reden?“ sagte

Josepha und kicherte dabei boshaft in sich hinein. Und darauf wurde sie wieder ernst, sah ihn mit ihren großen Augen nachdenklich an und fuhr fort: „Schaun's, Herr Felix Hirzel, die Loni, die macht mir große Sorge. Ich glaub', sie mag nit mehr mitthun mit mir. Sie mag die reichen Leut' nit leiden, und wenn's nach ihrem Sinne ging, so säß sie, wenn der Frühling kommt, bei Ihnen daheim und schaut' zu, wie die Spargeln wachsen. Nun sind Sie ja, recht beseh'n, ein blits-saubrer G'sell, und ich könnt' mich auf der Stell' in Sie verlieben —“

Er lachte hell auf wie über einen tollen Scherz, sie aber, als wäre sie von plötzlicher Verwirrung überwältigt, breitete die Hände vors Gesicht und verschämt zwischen den Fingern hindurchblinzeln, sagte sie mit rührender Kinderstimme:

„O, bitt' schön, nit auslachen.“

Die Folge davon war, daß er seiner Heiterkeit nur um so freier die Zügel schießen ließ, und schließlich lachte sie mit und schien nun erst recht an der Ausgelassenheit Gefallen zu finden.

„So, und nun rücken's den Theetisch her und spielen's die Hausfrau, wenn's beliebt,“ sagte sie und machte es sich aufs neue in den Polstern bequem. „Das G'schäft versteh' i nit, das is sonst der Loni ihre Sach'.“

Er that wie ihm geheiß und benahm sich geschickter dabei, als er wohl selbst vermutet hatte.

Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten, er streckte die Arme aus und biß sich auf die Lippen. Er fühlte sich in diesem Augenblicke stolz und stark genug eine Welt zu erobern.

Sie maß ihn mit lächelndem Wohlgefallen. „Ein blits-sauberer Kamerad sind Sie, aber nun müssen's halt auch den Mund aufthun und was zum besten geben.“ Und dabei blies sie mit vollen Backen in den Thee hinein, der ihr zu heiß war.

Er erzählte. Die Zunge war ihm gelöst, er wußte selbst nicht wie. Von ihren ersten Lebensjahren berichtete er, wie er sie hatte heranwachsen sehen, selbst wie sie ausgesehen hatte, als sie noch in den Windeln gelegen, war ihm in der Erinnerung geblieben.

Sie jubelte, sie klatschte in die Hände, wie ein Kind, und wollte immer noch mehr erfahren.

Und dann rief sie plötzlich erschrocken: „Jesse, wir wollten ja von der Loni reden!“

Ein leises Gefühl des Bedauerns erwachte in ihm, es plauderte sich so entzückend; wie ein Gesimmer von Sonnenstrahlen ging es von ihr aus, daß Lonis Gestalt wie ein düsterer Schatten daneben erschien.

„Ja, von Loni wollten wir reden,“ sagte er aufseufzend und rieb sich die Stirn, wie einer, der aus holdem Traum erwacht.

Sie bemerkte es wohl, und wieder spielte ein Lächeln befriedigter Eitelkeit um ihre Lippen.

„Wenn ich nur wüß!“ sagte sie dann, „ob sie 'nen rechten Gusto hat an dem Leben, das wir führen; aber mir scheint's fast, es langweilt sie ein bißel. Ich begreif' das nicht. 'n schöner Leben kann ich mir kaum vorstellen! Gott, 's ist ja wahr, manchmal ist's ein bißel sad und die ewig süßen Reden, die man z'hören bekommt, verderben 'nem den Magen genau so, wie die ewigen Trüffel! Heute Trüffel, morgen Trüffel, Trüffel am Frikassée, Trüffel an der Butte, und dazwischen noch Trüffel extra in die Serviette g'schlagen, accurat so ist das Geschwätz von unsern Herrn. Ja wenn sie noch so wären wie Sie —“ und sie warf einen koketten Seitenblick zu ihm empor.

Ihm war zu Mute, als ergöffe sich ein Strom unendlichen Glückes über ihn.

„Lassen's mich aus, Fräulein Josepha,“ sagte er bescheiden lächelnd, ich bin ein schüchtern, tölplicher Mensch, mein Lebelang aus dem Dorfe nit rausgekommen, und die Prob' mag wohl kläglich g'nug ausfallen, wenn man mich so neben einen feinen, weltgewandten Herrn postiert.“

„Gehens, schämen sollten sie sich,“ rief sie, „daß sie nicht mehr von sich halten! Ich wollt' sie nicht ein Jota anders haben, und zwei Duzend von meinen Lieutenants gäb' ich —“ sie hielt plötzlich inne und verbarg mit einer Verschämtheit, die — wenn nicht ächt — so doch vorzüglich gespielt war, das Gesicht in ihren Händen. Und dann blinzelte sie seltsam zu ihm auf und flüsterte: „da hätt' ich Ihnen ja beinah' 'ne richtige Liebeserklärung gemacht, und Sie, eitler Mensch, sitzen ganz geruhig daneben und thun, als ob das gar nicht anders sein dürft.“

In seinen Schläfen hämmerte es, vor seine Augen legten sich trübe Schleier, hätte er es nur gewagt, er wäre vor ihr niedergestürzt und hätte ihre Hände mit Küßen bedeckt. Schneelig weiß, wie zwei Lilienblätter, lagen sie auf ihrem Schoße, bald zupften sie nervös an dem spitzenbesetzten Schlafrocke, bald krampften sie sich zusammen, als wollten sie irgend eine Beute fassen und festhalten und dann wieder sanken sie lässig hin, wie erschlaft von dem müßigen Spiele des Willens.

„Fräulein Josepha,“ bat er, sich mit Gewalt zum Reden zwingend, „sie müssen so nit zu mir sprechen. Das verdreht mir armem Kerl den Kopf. Ganz heiß und kalt ist mir dabei geworden.“

Sie zuckte in drolligem Bedauern die Achseln. „Kann Ihnen nit helfen, Herr Felix,“ lachte sie. „Ich versteh' die Wort nit abzuwägen, wie andre Leut, ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist. Klug's und Dumm's bunt durcheinander, aber das Dumme ist halt in der Mehrzahl, und wenn Sie mir g'fallen, was kann i dafür? So, und nun reichens mir ein Cigaretten. Da die Loni nicht daheim ist, kann ich ja passen nach Herzenslust. Die Loni mag's näm-

lich mit leiden," sagte sie flüsternd hinzu, als ob sie ihm ein großes Geheimnis anvertraute.

Er hätte in diesem Augenblicke der Loni zürnen mögen. Ein banges Gefühl des Vorwurfs zuckte wohl für einen Augenblick durch sein Gehirn; aber im nächsten war es untergegangen, ausgelöscht von dem Glücke, das schmeichelnd seine Sinne umwogte.

"Ja richtig, die Loni," sagte sie lächelnd, "wir wollen immer von ihr reden und kommen nit dazu."

Er lachte kurz und beklommen auf. "Was geht mich jetzt die Loni an?" hätte er rufen mögen, und dann seufzte er und warf ihr einen lebenden Blick zu, der da sagte: "noch nicht, nur jetzt noch nicht!"

Die Pendüle auf dem Kamin meldete die neunte Stunde. Für eine Weile ward's still in dem dämmrigen Gemach. Von drinnen aus dem Café drang ein dumpfes Geräusch von Menschenstimmen zu ihnen empor. Wagen führen rasseln vor dem Portale auf und nieder. Wie auf einem einsamen Felsen war's hier oben, an dem die Wogen des Ozeans dumpf brandend hinanleckten.

"Ja, hier ist's mollig," sagte sie und dehnte sich in wohligen Behagen in den Polstern. "Und wenn ich bedenke, daß ich mich sonst Abend für Abend unter den fremden Menschen umhertreib', wird mir ganz gruselig dabei. Scham's, das verdank' ich Ihnen, lieber Herr Felix, und wenn sichs auf ihren Vorteil verständen, so würdend sich zur Stund' 'ne Gnad von mir ausbitten, 'ne große, himmelgroße Gnad: ich glaub', ich wär' in der Laun', sie ihnen zu gewähren."

Ihr Auge leuchtete glückverheißend zu ihm empor. Ihre blühenden Lippen bebten leise, wenn du das Herz hast, küsse mich!" schien sie sagen zu wollen. Schön Rottraut hatte nicht verlockender gelächelt, mitten in der grünen Waldeseinsamkeit.

Der schüchterne lange Junge fühlte sich von mächtigem Heldenmut ergriffen. Jetzt, oder nie! Und mit Todesverachtung sagte er: "Gut, Fräulein Josepha, so zündend mir eine Zigaretten an."

Sie brach in ein helles Gelächter aus. "Das sollens haben, sie bescheidener Mensch." Sie richtete sich auf, griff in das Etui und den Mund mit der Zigarette zur Höhe des Lampencylinders erhebend, paffte sie lustig blaue Wolken um sich herum.

"Und weil sie so gar nit unverschämt sind', will ich ein Übriges thun und ihnen das Dingel selber zwischen die Lippen stecken, aber still müssen halten, Sie."

Er hielt nicht still, o nein. Als ihre weiße Hand sich seinem Antlitz näherte, ergriff er sie mit tollkühnem Entschlusse und drückte einen Kuß darauf und dann fuhr er blüsig schnell zurück; denn sie hatte ihm tückisch den Schnurrbart verjengt.

"Das is die Straf," lachte sie und ließ sich in die Polster zurücksinken. "Aber nun woll'n wir endlich brav sein," fuhr sie ernsthaft fort, "und wollen von der Loni reden."

"Was geht mich jetzt die Loni an!" Nun war es wirklich ausgesprochen das Wort, das er vorhin so mühsam hintergeschluckt hatte. Und gar kein reuig Empfinden hinterher. Nur ein flackerndes Gefühl des Triumphes stieg in ihm auf darob, daß er den Mut gefunden hatte.

Sie sah mit großen, erstaunten Kinderaugen zu ihm empor. "Mir ist doch als liebten Sie die Loni?" sagte sie und schaute immer unschuldiger darein.

Er rang nach Atem. Seine Brust keuchte, ihm war zu Mute, als stände er vor einer großen heldenhaften That, als gälte es Fesseln abzustreifen, in denen er bislang geschnachtet, und mit vollen, durstigen Zügen die Luft der Freiheit zu trinken, deren Odem aus ihrem Mande berauschend auf ihn hereinströmte.

"Ich liebe sie nicht, die Loni," preßte er fassungslos hervor, "nie werd' ich sie lieben, und grausam ist's von Ihnen, daß Sie mich daran erinnern."

"Aber —"
"Neden sie mir von keinem Aber! Täuschung war's, Blendwerk war's, nur das eine weiß ich — bitt' Sie, Fräulein Josepha, schauens mich nit so an — verrückt muß ich ja werden, wenn Sie —"

"Aber ruhig, ruhig, lieber Freund," sagte sie und legte ihre Hand begütigend auf die seine. Ihm war, als schlug eine Flamme darauf hernieder.

"Ich kann nicht, ich kann nicht!" stieß er hervor, "ich bin, wie im Fieber — ich weiß selbst nicht — mein Lebtag ist mir nicht so zu Mute gewesen!"

"Soll ich nach Wasser klingeln?" fragte sie, treuherzig zu ihm aufschauend.

"Um Jesurwillen!" er sprang auf und rannte, den Kopf zwischen seinen Händen, im Zimmer umher.

"Aber so setzen Sie sich doch," sagte sie, "man kann ja nervös werden von Ihrem Herumläufen, und Ihre Cigaretten haben's auch ausgehen lassen — si — schamen's sich, die Cigaretten, die ich Ihnen selber ang'steckt hab'."

Er brach in ein albernes Lachen aus und dann zündete er gehorsam die Cigarette wieder an.

"So, nun wollen wir aber ganz vernünftig reden," sagte sie, faltete die Hände und machte ein frommes Gesicht. Mit irenen Blicken starrte er sie an. "Fräulein Josepha —"

"Um?"

"Ich muß Ihnen sagen —"

"Horch!" mit ihrem silberhellen Klange hub die Pendüle zu schlagen an.

Sie lauschte und zählte dabei an den Fingern, und dann rief sie erschrocken: "Jesus, Maria! schon Zehne. Jeden Moment kann die Loni nach Haus kommen."

Er ächzte laut auf — schwer sank sein Kopf gegen die Wand.

"Sie müssen gehen, lieber Freund!" rief sie ängstlich, indem sie sich erhob — "keine Sekunde dürfen Sie hier verweilen! Was soll die Loni sagen, wenn —"

Loni's Name schreckte ihn empor. Taumelnd griff er nach seinem Rocke.

"Rasch, lieber Herr Felix! rasch —"

Er griff nach ihren beiden Händen, die er krampfhaft zwischen den seinen preßte.

"Wann seh' ich Sie?" stammelte er.

"Mich sehen?" sagte sie unschuldig und verwundert.

"Josepha! machen Sie mich nicht toll — bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung — ich muß Sie sehen — ich muß — mein Leben hängt davon ab!"

"Aber so gehens doch!" drängte sie.

"O, nein — ich geh' nicht! und wenn —"

Nun schien sie wirklich in Angst zu geraten. "Sie sind ein schrecklicher Mensch!" seufzte sie und sich zu seinem Ohre emporreckend fügte sie flüsternd hinzu: "Also, wissens was? seiens morgen um die zwölfte Stund' an dem schönen, neuen Brunnen dort an der Tiergarten-Geß — dort werd' ich meinen Wagen halten lassen und dann können wir ein Stück mitsanmen geh'n. Aber nun fort — fort" und sie öffnete ihm selber die Thür.

"Und Sie versprechen's mir, Sie werden mich nicht in den Wind schicken?"

"Fällt mir nit ein!" lachte sie — und wichtig fügte sie hinzu: "wir haben ja noch von der Loni zu reden!"

Er lachte wild auf. Die Thür schloß sich hinter ihm.

Eine Viertelstunde später kam Loni nach Hause. Sie bemerkte nichts von der Verwirrung, mit welcher sie Josepha empfing. Ihre Seele war noch erfüllt von der reinen Hoheit Beethoven'scher Musik. Selbst die zwei Theetassen, welche verrieten, daß Besuch dagewesen war, bemerkte sie nicht.

Josepha beobachtete sie verstohlen, während sie schweigend im Zimmer auf und nieder ging. Dann wiegte sie bedauernd das Köpfchen und murmelte: "Die arme Loni, keiner achtet auf sie, alle haben sie Augen nur für mich — schade, schade — aber schließlich, was kann ich dafür?"

IX.

Als Josepha am nächsten Morgen erwachte, erinnerte sie sich dunkel, gestern viel tolles Zeug geschwätzt zu haben, aber was es recht eigentlich gewesen, darauf besann sie sich nicht. Und dann plötzlich fiel ihr ein, daß sie ihm ja ein Rendez-vons versprochen hatte! Sie erschrak; denn der dumme Mensch wäre ja in'stande und wartete wirklich auf sie; und was für große rote Hände er hatte — Br —

Als sie zur Mittagsstunde ausfuhr, gab sie dem Kutscher die Weisung einen Umweg zu machen; damit er den Wrangelbrunnen nicht berühre. Drei Stunden später hatte sie den kleinen Scherz vergessen.

Ein Jahr ist seither vergangen.

Josepha schreitet weiter von Triumph zu Triumph. — Ihr Rufm hat sich inzwischen über ganz Europa gebreitet. Huldigend liegt ihr die Männerwelt zu Füßen, und wen ihr Geigenstrich nicht bannet, den bezaubert ihr Lächeln. Unerfättlich häufte sie Geld und Ehren um sich auf. Sie kennt kein Ausruhen, keinen Frieden; es duldet sie an keiner Stätte, mit der Gier einer Verhungernden rafft sie jedes Beifallszeichen auf, das ihr gesendet wird. Wer sie nicht bewundert, den haßt sie, und wer ihren Namen nicht kennt, von dem fühlte sie sich beleidigt.

Loni wandelt noch immer ernst und schweigend hinter ihr her, freut sich neidlos an den Triumphen der Schwester und erntet für sich selber nach wie vor die Demütigungen, welche die fremde Welt in Rohheit und Gedankenlosigkeit über sie ausschüttet.

Von dem Unrecht, das Josepha in ihrer frevelhaften Eitelkeit an ihr begangen, ahnt sie nichts. Sie hat auch nie enträtseln können, warum Felix so plötzlich und ohne ein Wort des Abschiedes in die Heimat zurückgekehrt war. In träumerischer Sehnsucht denkt sie an jene Tage zurück und hofft auf die Stunde, da sie dem kalten, prunkenden Gewühl, in dem sie sich umherstößt, den Rücken wenden und heimwärts fliehen wird in das Buchengrün, in dem sie ihren ersten und einzigen Liebestraum geträumt. Bisweilen umschmeichelt sie die Ahnung, daß dort jemand sehnend und verlangend ihrer harret, und vielleicht täuscht sie sich auch nicht.

Noch aber ist ihre Leidenszeit nicht zu Ende, noch immer nennt man sie — Josephas Schatten.

Pracht- und Illustrationswerke.

(Fortsetzung.)

Unter den deutschen Verlags-handlungen, welche das Publikum durch Veröffentlichung hervorragender, nach Stoff und Ausführung gleich interessanter und durch herrliche typographische Ausstattung imponierender Prachtwerke immer von neuem überraschen, steht in erster Linie die Firma Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig. Dieselbe besichtigt auch den diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt mit einer Reihe trefflicher Werke, die dem Bedürfnis des litterarisch-interessierten Publikums aufs beste entgegenkommen. Wir nennen unter diesen zunächst das rechtzeitig zum Fest vollendete ausgezeichnete Prachtlieferungswerk von Friedrich von Hellwald: "Frankreich in Wort und Bild". Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion. (Leipzig, Verlag von Heinr. Schmidt und Karl Günther). Der umfassende, seinen Stoff einsichtig gruppierende und klar und anziehend vortragende Text ist durchsetzt von fast 500 vorzüglichen Illustrationen und liefert so die eindringendste und

anschaulichste Schilderung jenes schönen Landes, an das uns Deutsche ein schmerzlich-stolzes Interesse knüpft. Der Besitz des schönen Werkes ist für jedermann ein sehr wertvoller.

In neuer opulenter Ausgabe liegt ferner das wohlbe-währte Werk vor, "Weimar-Album". Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof. Eine geschichtliche Schilderung von August Diezmann. In den bekannten sorgfältigen Stahlstichillustrationen werden dem Leser hier die Hauptpersonen des "Musenhofes", werden ihm die Lieblings- und Erinnerungsstätten jener großen Geister, die in Weimar eine Heimat gefunden, vorgeführt; und Diezmanns warm empfundene, anregende Schilderung vervollständigt die erhebende Einwirkung, die jeder Deutsche von Weimars Glanzzeit und seinen großen Geistern empfängt.

Von dem groß angelegten, von hervorragenden schriftstellerischen und künstlerischen Kräften in gemeinsamer hingebender Arbeit geförderten nationalen Prachtwerke: "Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, Alfred Hölder) ist die 24. Lieferung erschienen. Der Fortschritt dieses gewaltigen Unternehmens rechtfertigt die großen Erwartungen, mit denen man seinem Erscheinen entgegen sah, durchaus. Die Schilderung von Land und Leuten ist anschaulich und interessant, die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Stämme wie der Gesamtmonarchie ist klar und überzeugend; ihre Lebensäußerungen in Kunst und Wissen, Handel und Wandel, in Sprache, Sitte und Gebräuchen sind mit großer Sachkenntnis und künstlerischem Vermögen dem Leser zur Kenntnis gebracht. Wir kommen auf das vorzügliche Werk eingehend zurück.

Eine schöne Erinnerung und treffliche Rekapitulation der eben geschlossenen Jubiläumsausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin vermittelt ein von Franz Hanfstängl in München ediertes Prachtwerk "Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläumsausstellung", eine Kollektion der vorzüglichsten in Berlin ausgestellten Gemälde in großen Vollbildphotogravüren, begleitet von einem ebenso einsichtigen als anregenden Text von Ludwig Pietzsch. Die Publikation erfolgt in Luxusausgabe, die Lieferung zu 10 M., und Ausgabe auf Kupferdruckpapier, die Lieferung zu 6 M. Die Technik der Photogravüre erscheint hier auf der Höhe ihrer Vollendung und giebt das betreffende Bild in unvergleichlich schöner Tonstimmung wieder. Die Wirkung ist durchaus die des Originals. Das Werk ist in zwölf Lieferungen abgeschlossen.

Für alle Freunde der Gothik und der Renaissance, des Barock- und Rokoko'stils sei hier mit Nachdruck hingewiesen auf das in diesem Jahre vollendete, mit fast 400 Illustrationen gezierte Meisterwerk von Georg Hirth: "Das deutsche Zimmer" (G. Hirth's Verlag in München und Leipzig, 3. stark vermehrte Auflage). Wem es um Aneignung eines selbständigen Urteils in den wichtigsten Fragen der Zimmerausstattung und Dekorationskunst zu thun ist, der verabsäume die Erwerbung des vorzüglichen Werkes nicht!

Religiös-ästhetische Bedürfnisse des Publikums kommt Paul Thumann, der treffliche Maler deutschen Familienlebens, in seiner schönen Illustrations-Ausgabe des "Vater Unser" entgegen. Die tief empfundenen und auf die Empfindung weiter wirkenden Bilder werden begleitet von den bezüglichen Strophen der aus dem Jahre 1530 stammenden glaubensinnigen Dichtung Martin Luthers "Vater Unser", und Bild und Wort vereinigen sich zu einem ergreifenden harmonischen Ganzen. Die reiche und volle Ausstattung des Werkes ist des Verlages von Adolf Tietze würdig.

Demselben Verlage entspringt ein allerliebtestes Werk, das für die Weihnachtszeit wie gerufen kommt: Robert Schumanns "Kinder-scenen"; dreizehn schlichte, aber höchst reizvolle und charakteristische Musikstücke für das Pianoforte, mit Dichtungen von Albert Träger und Bildern von Alexander Zick. Eine anmutigere Interpretation als durch des letztgenannten Künstlers liebevolle Zeichnungen konnten Schumanns Kompositionen kaum finden. Welche Freude würde der große Ton-dichter empfunden haben, hätte er dieselben noch erleben können!

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen, illustriert von Julie von Kahle in sinniger Weise. Die Verlagsbuchhandlung von Raimund Mittlerer publiciert das gefällige Werkchen in einer zierlichen Pantographie-Ausgabe und stattete dieselbe für den Weihnachtstisch recht geschmackvoll aus.

Ein recht verdienstvolles, eben fertig gewordenenes Werk, das sich jedem Litteraturfreunde fortan als unentbehrlich erweisen dürfte, ist der "Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur." Von Gustav Könnede (Marburg, Verlag von N. G. Elwert), eine vortreffliche höchst wertvolle Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Das in größtem Format gehaltene Buch enthält an 100 Nachbildungen aus wichtigsten deutschen Litteraturdenkmälern des Mittelalters; 50 Miniaturen aus alten Handschriften; 450 Porträts deutscher Schriftsteller, zahlreiche Autographen neuerer Dichter, Reproduktionen der Titel von ersten Ausgaben, Abbildungen litterarischer Altertümer u. s. w., kurz eine außerordentliche Fülle interessanter und sehenswürdiger Dinge aus dem Reich deutscher Poesie. Der Herausgeber hat überall aus den Quellen geschöpft, seine Auswahl ist höchst umsichtig, das ganze Unternehmen löblich und dankenswert!

Die von uns schon früher mit voller Anerkennung erwähnte Anthologie "Natur und Herz". Ein Album sinniger Betrachtung gewidmet (Berlin, Verlag von H. W. Müller.), ist in dritter vermehrter Auflage erschienen und präsentiert sich in glänzendem Gewande. Fünfzehn fein ausgeführte Kupfer-radierungen von W. Georgy und D. Schug sind eine schöne Zugabe zu der trefflich ausgewählten Liederammlung; die typographische Ausstattung des Buches ist von gebiegender Eleganz.

Den zahlreichen Verehrern von Rudolf Baumbachs Muse bietet die Verlagsbuchhandlung von Ab. Goldschmidt in Berlin eine hochwillkommene Gabe zum Weihnachtsfest; es ist die von Philipp Grot Johann reizvoll illustrierte Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert: "Trug-Gold", ein Werk köstlichen Humors, von lebensvollem Zeitolorit und liebenswürdiger Sinnigkeit. Die äußere Ausstattung ist von begaunender Schönheit, bietet übrigens insofern auch ein interessantes Novum, als die Illustrations-Lichtdrucke zum erstenmale unmittelbar in den Text gedruckt, nicht eingeklebt sind! Der bewundernswürdige Einband ist nach einer Originalvorlage aus dem 17. Jahrhundert von J. N. Herzog hergestellt.

Fleisch-Bäckereien.*

Fleischburger Kuchen. — Schmelz-Torte. — Natron-Biskuit. — Chokoladen-Späne. — Dessert-Brezeln. — Doktor-Kuchen. — Zimmt-Sterne.

Fleischburger Kuchen. Zuthaten: 3 Kilo Mehl, 150 Gramm Zucker, 1 1/2 Kilo Butter, 140 Gramm Hefe, 1 Citrone, 9 Eier, 375 Gramm Korinthen, 375 Gramm Sultanrosinen, 50 Gramm Citronat, 1 Theelöffel voll Salz, etwas gestoßenen Kardamom. Auf den Kuchen: 50 Gramm abgezogene, gehackte Mandeln, Butter, Zucker, Zimmt, etwas Rosenwasser.

Korinthen und Rosinen sind tags zuvor zu waschen und zu waschen, auch die übrigen Zuthaten abzuwaschen und an einen erwärmten Ort zu stellen. Am erwärmten Orte wird das Mehl in einem Haufen auf ein Backbrett gelegt, in die Mitte eine Vertiefung gemacht und in diese die in lauwarmen Milch aufgelöste Hefe, sowie die mit eben solcher Milch zerquirlten Eier, der Zucker, die an demselben abgeriebene Citronenschale, das feingeschnittene Citronat, Salz, Gewürz gehan und alles tüchtig durcheinander gearbeitet, dann die Korinthen und Rosinen tüchtig mit dem Teig durchknetet und darauf bis zum Blasenwerden geschlagen. Nun läßt man den Teig aufgehen, rollt ihn dann zu zwei dicken Kuchen aus, belegt sie mit Butterstückchen, bestreut sie mit Zucker, Zimmt und Mandeln und bäckt die Kuchen im gut geheizten Ofen gar. Sobald sie aus dem Ofen kommen, sprengt man leicht etwas Rosenwasser über die Kuchen.

Schmelz-Torte. Zuthaten: 500 Gramm Butter, 500 Gramm Stärkemehl, 8 Eier, 375 Gramm Zucker, die Schale einer Apfelsine.

Die Butter rührt man zu Schaum, giebt nach und nach das Mehl hinzu und rührt die Masse damit 1/2 Stunde, nun rührt man nach und nach die Eier und den Zucker, an dem man die Apfelsine abrieb, hinzu, rührt das Ganze 1 Stunde nach einer Seite hin (nachdem man das erste Ei hinzugefügt) und füllt es rasch in die bereitstehende, mit gebuttertem Papier ausgelegte Form, stellt diese sofort in den Ofen und bäckt die Torte 48 Minuten etwa; sie ist gar, wenn an einem hineingesteckten Strohhalm nichts haften bleibt. Man überzieht den Kuchen mit einem Punich- oder Apfelsinenguß.

Natron-Biskuit. Zuthaten: 500 Gramm Mehl, 150 Gramm Butter, 175 Gramm Zucker, 1 Schote Vanille, 6 Eier, 1/4 Liter Milch, 1 Eßlöffel gestrichen voll kohlenjaures Natron, 3 gehäufte Eßlöffel voll Kremortartari.

Der Zucker wird mit der Vanille feingestoßen, dann mit der Butter zerührt, nun rührt man rasch 3 Eier, dann die Milch, nun wieder 3 Eier und zuletzt durch ein Sieb, damit keine Klümpchen kommen, Natron und Kremortartari dazu, im ganzen genügen 12 bis 15 Minuten zum Rühren; in eine gebutterte, mit Zwiebackkrumen ausgestreute Form gehen, stellt man den Kuchen sofort in den Ofen und bäckt ihn bei ziemlicher Hitze 1/2 Stunden.

Chokoladen-Späne. Zuthaten: 200 Gramm Mandeln, 200 Gramm Chokolade, 6 Eiweiße.

Die abgeschälten, feingeriebenen Mandeln und die Chokolade mischt man mit dem steifen Schnee der Eiweiße, schneidet Oblatenstreifen von 10—12 Cent. Länge, streicht von der Masse darauf, legt sie über ein Nudelholz, legt sie auf ein Backblech und läßt sie bei mäßiger Dens-hitze langsam trocknen.

Dessert-Brezel. Zuthaten: 500 Gramm Puderzucker, 500 Gramm gestoßene Mandeln, 500 Gramm Mehl, 12 Eidotter.

Alles wird gut durchgeknetet, aus dem Teig werden Brezeln ge-

formt, diese mit Ei bestrichen, mit Zucker und Zimmt bestreut und bei mäßiger Hitze gebacken.

NB. Bei allen feinen Bäckereien muß Mehl und Zucker, auch Natron und Kremortartari durchgeseiht und Citronen und Apfelsinen an dem Zucker abgerieben werden.

Doktor-Kuchen. Zuthaten: 250 Gramm Butter, 375 Gramm Mehl, 125 Gramm Zucker, 1 Citrone, 1 Ei, etwas Zimmt, Muskat-nuß, 1 Kefse, 1/2 Theelöffel voll gestoßenen Ingwer. Zerhackte Mandeln, Zucker, Zimmt.

Butter, Mehl, Zucker, die an demselben abgeriebene Citronenschale, Ei und Gewürz werden tüchtig zusammengeknetet, von der Masse Kuchen nach Belieben geformt, jeder mit Eiweiß bestrichen, mit Mandeln, Zucker, Zimmt bestreut und im ziemlich heißen Ofen gold-braun gebacken. Den Kuchen kann man verschiedenen Geschmack geben, wenn man einen Teil derselben noch heiß mit Orangenblütenwasser, andere mit Rosenwasser besprengt, auch kann man vor dem Backen einige Kuchen mit rotem, andere mit grünem Zucker bestreuen.

Zimmt-Sterne. Zuthaten: 325 Gramm Zucker, 325 Gramm Mandeln, 4 Eiweiße, 10 Gramm feinen Zimmt, 2 Gramm gestoßene Nelken (auch etwas Vanille kann man hinzufügen).

Die Eiweiße schlägt man zu recht steifem Schnee, rührt nun mit dem Zucker den Schnee recht schaumig, fügt die feingeriebenen, abgezogenen Mandeln und das Gewürz hinzu, rollt die Masse auf einem mit Zucker bestäubten Breite aus, sticht Sterne aus und bäckt diese auf einem mit Speck bestrichenen Blech bei gelinder Ofenhitze.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 188 Seite 476.

- 1. S d 6 — e 4. Weiß.
- 1. K d 5 n. e 4 oder — c 6. Schwarz.
- 2. S e 6 — c 5 oder n. d 4 matt. Weiß.
- 1. A. Weiß.
- 1. T e 5 n. e 4, — n. e 6 oder T e 5 zieht anders. Schwarz.
- 2. D e 7 — c 5 n. e 6 oder S e 6 — d 8 matt. Weiß.
- 1. B. Weiß.
- 1. Beliebig anders. Schwarz.
- 2. D e 7 — b 7 matt. Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 189 Seite 500.

- 1. S a 5 — c 6. Weiß.
- 1. K d 5 — c 5 oder n. c 4. Schwarz.
- 2. S c 6 — e 7 oder — b 4 matt. Weiß.
- 1. A. Weiß.
- 1. L a 3 — c 5 oder L a 3 anders. Schwarz.
- 2. S c 4 — e 3 oder S c 6 — b 4 matt. Weiß.
- 1. B. Weiß.
- 1. S g 6 zieht. Schwarz.
- 2. S c 6 — e 7 matt. Weiß.

Auflösung der Buchstaben-Umstellung Seite 476.

- „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.“
- | | | | |
|-------------|------------|-------------|------------|
| 1. Donner. | 2. Ernst. | 3. Mute. | 4. Winde. |
| 5. Amfel. | 6. Nalm. | 7. Neger. | 8. Ilse. |
| 9. Zieg. | 10. Frabe. | 11. Rain. | 12. Utah. |
| 13. Mast. | 14. Zart. | 15. Dame. | 16. Inder. |
| 17. Ciba. | 18. Namfe. | 19. Ehen. | 20. Urban. |
| 21. Israel. | 22. Silbe. | 23. Falar. | 24. Leba. |
| 25. Amor. | 26. Niere. | 27. Garten. | |

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 69 Seite 500.

Der Besitzer des Gartens hatte 294 Blumen vorrätig. Wenn er 25 in 11 Reihen stellte, blieben 19 übrig. Ebenso wenn er 30 in 9 Reihen brachte, fehlten 6 zur Füllung der letzten Reihe.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 68 Seite 476. Die Zahl der Eier betrug 301.

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe Seite 500.

Auditeur	Medien	Inbigo	Bodinus
Candia	Urbine	Medium	Yndia
Cardinal	Arbit	Dubiot	Bodium
Fidibus	Claudius	Sarbine	Medina
Indien	Blondine	Rabius	Ubine
Medicin	Gardine	Conditor	Syndicus.

Bücher-Allerlei.

Ein soeben bei Gustav Weigel in Leipzig erschienenen anregendes Lotto: „Französisch und Englisch im Spiel“ (deutsch-französisch-englisches Lotobrett-Votto von H. Martin), ist ein hübsches Mittel zur leichten Erlernung und Wiederholung der in den gebräuchlichsten Schulbüchern befindlichen und in der Unterhaltung zumeist verwendeten Worte, mit Angabe der Aussprache. Das Interesse am Spiel hebt vollends jede Mühe des Erlernens auf.

Paul Mosers Notizkalender für 1887 ist als altbekannter und gern gelesener Freund wieder erschienen und zwar als Schreibunterlage in 3 Ausgaben und außerdem in schmal Folio für Comptoir, Bureau und Haus — wesentlich bereichert und musterhaft wie in den Vorjahren ausgestattet. Daneben gab die rührige Verlags-handlung (Lithogr. Institut, Moser, Berlin) unter dem Titel:

Paul Mosers Hausordnung, einen Kalender heraus, welcher gleichzeitig als Wirtschaftsbuch und Schreibunterlage zu verwenden ist und bald auf keinem Damen-Schreibtisch fehlen wird. Diese „Hausordnung“, ebenso elegant ausgestattet als „der Notizkalender“, soll Aufschluß geben über Einnahmen und Ausgaben des Jahres und den Nachweis führen, wie gewirtschaftet worden ist und — werden soll, auch soll sie der Hausfrau in allen häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten verlässlichen Rat geben. Wir können das Buch nur bestens zur Anschaffung empfehlen.

Zum Einbinden des „Bazar“

empfehlen wir:
Einbanddecken für Jahrgang 1886 (komplett),
ferner
Einbanddecken für die Mode-Nummern 1886 (apart),
sowie
Einbanddecken für die Unterh.-Nummern 1886 (apart)
in eleg. Goldprägung und Schwarzdruck mit reicher Vergoldung. Preis jeder Decke 2 M. 80 S. = 2 fl. 75 Kr. ö. W., zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Das Inhalts-Verzeichnis des Jahrg. 1886 wird jeder Einbanddecke gratis beigelegt.

Mit vorliegender Nummer

schließt der Jahrgang 1886. Die Abonnements auf den Jahrgang 1887 des „Bazar“ bitten wir baldthunlichst

— noch im Laufe des Dezember —

zu erneuern, damit in der Zusendung der Nummern keine Unterbrechung eintritt. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes nehmen jederzeit Bestellungen entgegen. Vierteljährlicher Abonnementspreis M. 2.50 (in Oesterreich nach Cours).

Zum Jahres-schluss.

Die letzte Nummer? Wie! es ging zu Ende Ganz unvermerkt das gute alte Jahr? Und wieder stünd' an ernster Zeitenwende, Oh man's gedacht, von neuem „Der Bazar“? Wie doch die Zeit verfliegt, wo sich die Hände In treuer Arbeit regen, — wunderbar! Zumal wenn sie auf immer regen Schwingen Mit sich daher trägt fröhliches Gelingen!

Auch uns! Wie sollten wir's nicht froh bekennen, Daß stet'ger Fleiß zu hohem Ziele drang. „Des Hauses Freund“ darf „Der Bazar“ sich nennen Und „sein Berater“! — Welch ein stolzer Rang! Von ihm darf uns nicht scheele Mißgunst trennen, Wir warben treu um deutscher Frauen Dank: Was nur erwuchs im weiten Reich des Schönen, Wir boten's dar, des Weibes Reiz zu krönen!

Und so gesch'eh's auch fürder! Zu bewahren, Was wir errangen, ist uns höchstes Ziel. Von Nützlich-Gutem, Schönerm, Edlern, Wahrem Bringt „Der Bazar“ im neuen Jahre viel. Wer uns vertraut, der soll es froh erfahren, Daß uns die Pflicht nicht ist ein loses Spiel. Vom Guten stets das Beste nur zu geben Ist allzeit uns gewissenhaftes Streben.

So nahe denn zu fröhlichem Beginnen, Du junges Jahr aus lichter Himmels-höh', Und bringe allen unsern Leserinnen Die reinsten Freuden, scheuche jedes Weh! Was sie beglücke tief im Herzen drinnen, O sorge, daß es reich und voll gesch'eh —, An ihre Lippen setz den „Kelch des Lebens“ Und weihe sie zu Werken höchsten Strebens!



2

6.40 mi